1,30 DM / Band 31
Schweiz Fr 1.50 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Teufelstrank um Mitternacht



Teufelstrank um Mitternacht

John Sinclair Nr. 31

von Jason Dark

erschienen am 06.02.1979

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Teufelstrank um Mitternacht

Schweiß bedeckte meine Stirn, als ich mich in meinem Gefängnis umsah.

Die Eiserne Jungfrau stand inmitten weiterer Folterinstrumente. Alle Geräte waren intakt. Ich mußte auf dem schnellsten Wege raus, wollte ich mein Ende nicht bei lebendigem Leibe erleben. Aber wie? Ich setzte mich auf die Streckbank und dachte nach.

»Komm, Sinclair«, sprach mich ein Skelett an, »nimm mit mir den Teufelstrank um Mitternacht!«

Plötzlich splitterte das dicke Holz der Bohlentür. Späne flogen durch das Zimmer.

Der Graf von Besançon sprang auf. Automatisch legte sich seine Hand um den Degengriff, dann schüttelte der Mann den Kopf. Es hatte keinen Sinn, sich jetzt noch zu verteidigen. Die anderen waren stärker.

Seine Leute hatten ihn schmählich im Stich gelassen und seinen Untergang eingeleitet.

Trotzdem war Besançon zuversichtlich, er hatte noch einen Trumpf in der Hinterhand, einen alles entscheidenden. Und das wußten die Häscher nicht.

»Verfluchter Schänder!« gellte von draußen eine Stimme. »Gleich haben wir dich, gleich wirst du für das büßen, was du unseren Frauen und Mädchen angetan hast. Du Teufel, du!«

Das dünne Lächeln auf dem Gesicht des Grafen verstärkte sich. Mit zwei, drei gleitenden Schritten glitt er auf die Schiebetür zu, zog die beiden Hälften auseinander und verschwand in dem dahinterliegenden blauen Salon.

Die blicklosen Augen eines Toten starrten ihn an. Jean, sein Diener, war für ihn in den Tod gegangen. Er starb durch einen Lanzenstich. Jean hatte es gerade noch geschafft, den Grafen zu warnen, dann war er gestorben.

Der Graf von Besançon sprang über die Leiche hinweg. Im Nebenzimmer ging die Tür endgültig zu Bruch. Sie splitterte aus dem Rahmen, und der Pöbel stürmte in den Raum.

Die Männer schrien und drohten. Waffen klirrten. Jemand brüllte: »Wir stecken das verdammte Schloß an. Und dann rösten wir den Schinder!«

Der ›Schinder‹ aber war schneller. Schließlich kannte er sich in seinem Schloß aus. Durch eine Geheimtür erreichte er eine kleine Kammer, bückte sich und zog die Klappe einer Falltür hoch.

Muffige Luft schlug ihm entgegen. Der Gang, durch den er seinen Häschern entkommen konnte, war nur ihm bekannt. Er endete in der Folterkammer, wo Hunderte von unschuldigen Menschen ihr Leben ausgehaucht hatten.

Wendelartig führte die Treppe in die Tiefe. Licht brauchte der Graf nicht. Er hielt sich an einem eisernen Handlauf fest und fand seinen Weg.

Es war ihm klar, daß sie ihn irgendwann einmal finden würden. Dann war es für ihn und seine Häscher zu spät.

Der Graf erreichte die Folterkammer. Hier zündete er eine Pechfackel an.

Er war sich seiner Sache sicher!

Der Graf zog die Fackel aus der Halterung und schwenkte sie im Kreis. Geisterhaft strich der Schein über die Folterinstrumente. Über

eine Streckbank, über Zangen und Daumenschrauben, riß eine Eiserne Jungfrau aus der Dunkelheit und ein rechteckiges Kohlebecken. Ferner schwere Ketten, rostige Eisenhaken und ein Rad.

Doch all die Instrumente interessierten den Grafen nicht. Er suchte etwas anderes.

Unter einer Ansammlung von Tauen versteckt stand die alte Holzkiste. Der Graf zog sie mit einer Hand hervor, stellte dann die Fackel ab und öffnete die Kiste.

Staub wallte auf, als der Deckel auf der anderen Seite zu Boden knallte.

In der Kiste lag eine Flasche. Das Glas schimmerte dunkelgrün, und als der Graf die Flasche anhob, sah er, daß sie zur Hälfte mit einer dunklen Flüssigkeit gefüllt war.

Der Graf drehte die Flasche. Zäh wie Sirup rann die Flüssigkeit an der Glaswand entlang. Der Korken in der Öffnung schaute so weit hervor, daß der Graf ihn mit einem Ruck herausziehen konnte.

Seine Gedanken eilten dabei weit zurück, bis zu dem Tag, als man ihm die Flasche geschenkt hatte.

Auf einem Jagdausflug hatte er sich damals verirrt und war einem einsamen Reiter begegnet. Mit Schaudern dachte der Graf an diese Begegnung.

Der Reiter war kein Mensch gewesen, sondern ein Skelett. Mit schwarzem Schädel und einem dunklen Umhang. Er saß auf einem Rappen, aus dessen Nüstern Feuerlanzen fauchten.

Der Graf von Besançon fürchtete sich, doch der unheimliche Reiter stellte nur die Frage, ob der Graf reich und mächtig werden wollte.

Besançon nickte.

Da stellte sich der Unheimliche vor. Er nannte sich der Schwarze Tod und war die rechte Hand des Teufels.

»Der Satan sucht Diener. Er will sie fürstlich belohnen, wenn sie das tun, was er von ihnen verlangt«, erklärte der Reiter.

Besançon erklärte sich einverstanden. Zum Schluß bekam er die Flasche überreicht. Die Worte brannten noch in seinem Gedächtnis, als wäre es erst gestern gewesen.

»Wenn du das Elixier der Hölle mit deinem Blut vermischst, wird dir dieser Trank das ewige Leben geben. Nutze es in der Stunde der Gefahr, und dir wird nichts passieren.«

Mit zitternden Händen nahm der Graf die Flasche entgegen, während der Schwarze Tod davonritt, im Bewußtsein, wieder etwas Teuflisches geleistet zu haben.

Besançon fand den Weg zum Schloß zurück. Plötzlich war alles ganz einfach.

Von diesem Tag an begann sein Aufstieg. Er gewann Kriege und vergrößerte sein Territorium. Die Schatzkisten quollen fast über. Aber

gleichzeitig begann sein menschlicher Untergang. Gefühle wurden ihm fremd. Er konnte nur noch hassen, verlor die innere Zufriedenheit und frönte dem Laster und dem Bösen.

Es gab einen Aufstand in seinem Reich, den er jedoch blutig erstickte. Zwei Jahre später fanden sich abermals mutige Männer, die ihn stürzen wollten.

Während sein Heer in einen Grenzkrieg verwickelt war, stürmten die Männer aus den Dörfern und Städten das Schloß, überwältigten die Wachen und wollten nun den Grafen töten.

Wenn er ihnen in die Finger fiel, würde ihre Rache grausam sein. Soweit wollte Besançon es nicht kommen lassen.

Jetzt mußte sich zeigen, ob der Unheimliche damals gelogen hatte oder nicht.

Die Stunde der Entscheidung war da.

Besançon ging nach dem bekannten Ritual vor. Siebenmal schüttelte er die Flüssigkeit in der Flasche. Da wurde der Sirup dünnflüssiger. Woraus das Elixier bestand, wußte Besançon nicht. Es war ihm auch egal.

Die Zeit verrann.

Sicherlich durchsuchten die Häscher bereits das Schloß. Bestimmt würden sie auch die versteckte Tür finden und dann in dieses Verlies eindringen. Bis dahin mußte Besançon es geschafft haben.

Er griff an seinen Gürtel und zog sein Messer. Es besaß eine breite Klinge. Sie war höllisch scharf und wurde von ihm eigentlich nur dazu verwendet, um Tiere abzuhäuten. Diesmal jedoch sollte sie einen anderen Zweck erfüllen.

Er schaute die Klinge noch einmal an, bog den linken Arm durch und führte dann einen Kreuzschnitt an der Innenseite des Arms in Höhe des Ellbogens durch.

Das Blut rann aus der Wunde. Er hatte eine Ader getroffen, verzog schmerzhaft das Gesicht und preßte die Flaschenöffnung dort gegen den Arm, wo das Blut aus der Wunde rann.

Sein Lebenssaft rann in die Flasche, vermischte sich mit dem geheimnisvollen Elixier. Neue, magische Verbindungen wurden eingegangen. Die Flüssigkeit warf Blasen, schäumte hoch bis zur Flaschenöffnung.

Der Graf ließ nicht locker. Es rann so lange Blut in die Flasche, bis diese gefüllt war. Dann erst war Besançon beruhigt. Er nahm den Korken und preßte ihn auf die Öffnung. Mit der linken Hand hielt er die Weinflasche hoch.

Sie sah wie jede andere aus. Sogar das Etikett stimmte. Aber nur er wußte, wie brisant der Inhalt war. Der Graf stellte die Flasche zur Seite. Er fühlte sich nicht sehr wohl. Der Blutverlust hatte ihn doch geschwächt. Ihm wurde schwindlig. Mühsam stemmte er sich hoch.

Dann hörte er die Stimmen.
Der Pöbel hatte ihn.
Besançon verzog das Gesicht. Es wurde eine böse Grimasse daraus. Mit einer heftigen Bewegung riß er den Degen hervor. Doch er kam nicht mehr dazu, einige Männer mit auf die lange Reise zu nehmen.
Mit einem Baumstamm brachen sie die Tür aus dem Rahmen, und dann stürmte der Mob in das Verlies.
Waffen blitzten. Lanzen, Dolche und Schwerter wurden geschwungen. Der Graf blickte in die verzerrten Gesichter. Ihn sprang das nackte Entsetzen an. Einer seiner Todfeinde stand plötzlich dicht vor ihm. Er hielt ein altes Schwert in der Hand.
Dann schlug er zu.
Der Graf brach zusammen. Er war schon tot, als er den Boden berührte, und hörte das Siegesgebrüll der Meute nicht mehr.
Die Männer waren im Taumel. Ihren Peiniger hatten sie erledigt. Sie schleiften die Leiche aus der Folterkammer, doch die Flasche in der Ecke übersahen sie.
Die Folgen sollten schrecklich sein…

***

Über Aufträge konnte sich Jane Collins eigentlich nicht beklagen. Durch ihre im Beruf erzielten Erfolge war sie zu einer der begehrtesten Privatdetektivinnen Londons geworden. Inzwischen mußte sie viele Aufträge aus Zeitmangel ablehnen.
Zahlreiche reiche Klienten wollten nicht nur, daß Jane für sie den Auftrag erledigte. Sie glaubten, mit ihrem Geld die Detektivin gleich mitkaufen zu können. Doch da hatten sie sich geschnitten. Jane Collins trennte Beruf von Privatleben strikt.
Sie hatte schon viel erlebt, doch der Auftrag, der ihr nun angeboten worden war, ließ sich in seiner Originalität kaum übertreffen. Jane Collins sollte einen reichen Industriellen zu einer Auktion begleiten.
Und zwar nach Christie’s, in das berühmteste Auktionshaus der Welt. Jane hatte die Räume noch nie von innen gesehen, und deshalb reizte sie der Ausflug besonders.
Es wurden keine alten Möbel versteigert, sondern Wein. Kostbare, uralte Weinflaschen aus den besten europäischen Lagern. Kenner zahlten dafür ein Vermögen. Auch Janes Klient, Sir Randolph Norfolk, wollte sich seine Sammlerleidenschaft etwas kosten lassen.
Sein Geld verdiente er mit Schnellimbissen und Snackbars. Als Schaschlik-König von England hatte ihn bereits die Presse tituliert. Dabei verkaufte er auch Hamburgers, Pommes frites, kleine Steaks, Hähnchenschenkel und vieles mehr. Alles zu vernünftigen Preisen, die auch ein Normalverbraucher zahlen konnte. Daß bei diesem Geschäft etwas hängenblieb, verriet Norfolks Schloß in der Grafschaft Essex.

Dort lebte und residierte er wie ein französischer Monarch aus dem achtzehnten Jahrhundert. Seine Diener liefen noch in der entsprechenden Kleidung herum, trugen Perücken und hatten ein altertümliches Gehabe an sich.

Doch das störte Jane nicht. Sie wußte von Norfolks Leben nur aus Presseberichten.

Für neunzehn Uhr hatte sich ihr Klient angesagt. Dreißig Minuten zuvor stand Jane noch vor dem Spiegel und legte letzte Hand an ihr Make-up.

Sie hatte es eigentlich nicht nötig, sich zu schminken. Jane Collins war nicht nur die erfolgreichste, sondern auch die hübscheste Privatdetektivin Londons. Das ährenblonde Haar berührte die Schultern. Über den blaugrauen Augen besaßen die Wimpern genau den richtigen Schwung. Der Mund unter der schmalen Nase war voll und lud zum Küssen ein. Nur mit ihrer Figur war Jane Collins persönlich in den letzten zwei Tagen nicht mehr zufrieden.

Sie hatte ein wenig zugenommen. Es stand ihr zwar ausgezeichnet, aber Jane nahm sich doch vor, die kleinen Pfunde wieder abzuhungern. Das war eine Sache von drei, vier Tagen.

Für die Auktion schlüpfte sie in ein schlichtes schwarzes Kleid mit modischem Überwurf. Das Kleid war raffiniert geschnitten und der Ausschnitt so angefertigt, daß Männer wohl etwas ahnen, aber nichts sehen konnten.

Da die Oktoberabende bereits ziemlich kühl waren, wählte Jane als wärmende Kleidung ein kleines Nerzcape, das sie sich erst vor kurzem gekauft hatte. Auch dieser Abend sollte ihr zweihundert Pfund bringen, nebst Spesen natürlich.

Und irgendwie freute sich Jane auf den Job. Christie’s war eine andere Welt. Wer dort verkehrte, gehörte zur High Society.

Jane sollte ihren Klienten nur bewachen. Ein Leibwächter war Sir Randolph zu auffällig. Vielleicht wollte er sich auch nur einmal mit einer schönen Frau zeigen. Das wußte wahrscheinlich nur er selbst.

Längst war es draußen dunkel geworden. Jane betrat den Livingroom und schaute aus dem Apartmentfenster. Die Fahrzeuge unten auf der Straße fuhren Stoßstange an Stoßstange. Ihre Lichter wirkten wie große, helle Augen. Die Reklamen der Geschäfte spiegelten sich auf dem Autolack wider.

Jane nahm in einem bequemen Sessel Platz, streckte die Beine aus und trank einen Wermut. Dabei rauchte sie eine Zigarette.

Pünktlich um neunzehn Uhr schellte es. Durch die Sprechanlage erfuhr Jane Collins, daß ihr Klient unten stand.

»Ich komme sofort, Sir«, sagte die Detektivin.

Vor dem Haus erwartete sie der Chauffeur. Der Mann war in eine rote Livree gekleidet, hielt die Mütze in der linken Hand und öffnete

mit der rechten die Fondtür eines dunkelblauen Rolls-Royce.
Jane nahm in der Luxuskarosse Platz.
Sir Randolph Norfolk schaute sie zwei Sekunden an und beugte dann den Kopf zu einem Handkuß.
»Wenn ich Ihnen sage, daß ich noch nie in so zauberhafter Begleitung gefahren bin, halten Sie das sicherlich für übertrieben, meine Gnädigste.«
Jane Collins lächelte nur.
Er war Junggeselle, das heißt, zwei Ehen hatte er hinter sich. Und mit zweiundfünfzig Jahren überlegt es sich ein Mann, ob er zum drittenmal heiraten soll.
Sir Randolph Norfolk trug einen perfekt sitzenden dunkelblauen Nadelstreifenanzug, eine silbern schimmernde Krawatte dazu, an die eine kostbare Perle geheftet war. Sein schmales Gesicht war sonnenbraun, das schlohweiße Haar hatte er nach hinten gekämmt.
Der Rolls fuhr an. Jane merkte es kaum. Die Klimaanlage arbeitete hervorragend, und auch die Bar im Wagen war gut bestückt, wie Jane sehen konnte.
»Möchten Sie etwas trinken, Miß Collins?«
»Nein, danke.«
Sir Randolph lachte. »Bei Christie's ist die Luft sehr trocken, Miß Collins.«
»Dann ein Tonic water.«
»Bitte sehr.«
Jane bekam das Glas. Das bittersüße Getränk perlte auf ihren Lippen. Während sie trank, schaute Sir Randolph sie unentwegt an.
»Wir werden hinterher noch speisen gehen«, sagte er.
»Wenn es nicht zu lange dauert.«
»Aber nein. Es werden nur wenige Flaschen Wein versteigert. Das geht meistens sehr schnell über die Bühne.«
»Wollen Sie alle Flaschen ersteigern?« fragte die Detektivin.
»Wo denken Sie hin. Nein, ich bin an nur einer Flasche interessiert. Der Wein ist über zweihundert Jahre alt und stammt von dem Gut Besançon. Vor wenigen Jahren erst hat man die Flasche entdeckt. Die Franzosen wollten aus dem Schloß im Elsaß eine Jugendherberge machen. Bei Aufräumungsarbeiten ist der Wein dann gefunden worden. Zum Glück hatte der Mann, der die Flasche entdeckte, Ahnung. Er gab sie sofort weiter. Christie's hat sie dann irgendwie erworben und will sie nun versteigern.«
»Was ist denn so Besonderes an der Flasche?« erkundigte sich Jane.
Jetzt lächelte der Millionär. »Wie ich hörte, ist auf der Rückseite der Flasche ein Spruch in das Glas geritzt worden, der den Wein als Elixier des Teufels bezeichnet. Der Satan selbst soll ihn erfunden haben. Das ist natürlich Unsinn, aber da ich originelle Sachen sammle, möchte ich

auch diese Flasche besitzen.«

Jane wurde hellhörig. »Der Satan, sagten Sie?«

»Ja. Aber den Unsinn dürfen Sie nicht glauben, Miß Collins.«

Da war er bei Jane an der falschen Adresse. Für die meisten Menschen existierten die Mächte des Bösen nicht, aber Jane hatte bereits genug Schreckliches aus der Dämonenwelt erlebt, um solche Sprüche nicht einfach abzutun. Sie würde sich zumindest mit den Hintergründen beschäftigen.

»Mehr wissen Sie nicht darüber?«

»Nein.«

»Kann man diesen Wein denn noch trinken? Ich meine, er ist sehr alt. Vielleicht hat die Chemie Ihnen einen Streich gespielt und die Flüssigkeit schon längst umgewandelt.«

»Das ist möglich.« Sir Randolph schaute Jane wieder an. »Aber ich werde den Wein probieren.«

»Ja. Dann können Sie mir hinterher verraten, ob er wirklich noch schmeckt.«

Sir Randolph schüttelte den Kopf. »Nein, Jane, ich werde es Ihnen nicht verraten. Sie sollen mit mir zusammen den Wein kosten. Ist das ein Vorschlag?«

Die Detektivin überlegte. Einerseits hatte sie es sich zum Prinzip gemacht, nie auf private Wünsche ihrer Klienten einzugehen, andererseits würde sie wohl nie mehr die Möglichkeit bekommen, einen Schluck von einem zweihundert Jahre alten Wein zu probieren.

»Ich bin einverstanden, Sir«, sagte sie.

»Na wunderbar.« Randolph Norfolk lächelte. Er strich über sein Kinn, und Jane sah den Brillant an seinem kleinen Finger der rechten Hand blitzen.

Allein der Ring mußte ein Vermögen gekostet haben. Eigentlich hätte ich das Honorar verdoppeln sollen, dachte Jane. Dann schalt sie sich eine Närrin. Sie war auf dem besten Wege, neidisch zu werden. Aber Neid und Mißgunst verachtete sie. Deshalb strich sie den Gedanken auch rasch aus ihrem Gedächtnis.

Sie erreichten das Auktionshaus. Christie's war weltberühmt durch seine Versteigerungen geworden und hatte eine Tradition, die schon sprichwörtlich war.

Der Chauffeur öffnete die Türen. Jane Collins stieg als erste aus. Der Widerschein einer Laterne spiegelte sich auf dem Asphalt und streifte auch Janes Kleid. Dabei ließ er es aussehen, wie mit Gold umwebt.

Sir Randolph war ein Kavalier der alten Schule. Er ging um den Wagen herum und reichte Jane Collins galant den Arm. Dann führte er sie auf den Eingang zu, der von einem Bediensteten offen gehalten wurde.

Jane gingen die Worte ihres Klienten nicht aus dem Sinn. Immer

wieder dachte sie über den Spruch nach, und plötzlich faßte sie einen Entschluß.

»Sie entschuldigen mich für einen Moment, Sir Randolph?«

Der Millionär machte ein erstauntes Gesicht. »Natürlich, aber…«

»Bin gleich wieder zurück.« Den Satz sagte Jane schon im Laufen.

Sie hatte die zahlreichen Telefonzellen entdeckt, die als Nischen in die mahagonigetäfelte Wand eingelassen worden waren. Nur zwei Zellen waren besetzt.

Die Nummer, die Jane wählte, kannte sie im Schlaf. Sie warf Geld in den Schlitz und drehte die Wählscheibe.

***

Das Messer befand sich nur noch eine Fingerbreite vom Hals des Mannes entfernt. Der Indianer, der die Klinge in der rechten Hand hielt, grinste verzerrt. Er redete unentwegt in seiner Muttersprache, weidete sich dabei an der Angst des Weißen und würde jeden Moment zustoßen.

Da klingelte das Telefon!

Das Geräusch riß mich aus meinen schönsten Fernsehträumen. Ich stellte den Ton leiser, schwang meine langen Beine vom Sitzkissen und schlurfte auf Strümpfen zum Apparat.

»Sinclair!«

»John.«

Die Stimme kannte ich. Sie gehörte Jane Collins, meinem großen Schwarm. Blond, blauäugig, eine Traumfigur, wunderbar weiche Lippen und eine Figur, die nicht nur Männer zwischen zwanzig und sechzig in helle Aufregung versetzte.

»Sag nur, du bist einsam, Darling!«

»Nein, John. Hör zu, ich habe nicht viel Zeit, denn gleich beginnt die Auktion. Ich wollte dich nur über folgende Tatsachen unterrichten.«

Knapp, aber präzise erzählte Jane das, was ihr wichtig erschien. Sie sprach von der Flasche Wein und dem seltsamen Spruch, der in das Glas eingeritzt worden war.

»Hast du die Flasche denn schon gesehen?« wollte ich wissen.

»Nein.«

»Dann sind es nur Vermutungen?«

»Natürlich.«

»Okay, und was habe ich mit der Sache zu tun?«

»Du sollst dir die Flasche nur einmal ansehen.«

»Wann? Morgen?«

»Nein. Heute abend noch.«

Ich lachte. »Du bist lustig, Jane. Bestimmt wird sich Sir Randolph bedanken, wenn ein Wildfremder in sein Schloß stürmt. Ich müßte außerdem nach Essex fahren…«

Jane unterbrach mich. »Nein, John. Sir Randolph besitzt in Chelsea eine Stadtwohnung. Notiere dir bitte die Adresse.«
Ich tat es.
»Und kommst du auch?« hakte die Detektivin nach.
Erst einmal gähnte ich und sagte dann: »Okay, wann?«
»Versuche es mal gegen dreiundzwanzig Uhr. Dann sind wir bestimmt wieder zurück.«
Ich gewann der Sache eine heitere Note ab. »Ich glaube, du brauchst mich als Alibi, um unbeschadet und mit Anstand aus der Wohnung des Knaben zu kommen. Ich sage dir…«
Weiterzusprechen brauchte ich nicht. Jane Collins hatte aufgelegt. Jetzt war sie beleidigt. Und ich hatte etwas gutzumachen. Also nahm ich mir vor hinzufahren.

***

Die Stille in dem kleinen Auktionsaal war fast andächtig zu nennen. Etwa zwanzig Menschen hatten sich versammelt und warteten auf die Angebote. Die Interessenten saßen auf gepolsterten Stühlen, schaute in Kataloge oder machten Gesichter, die mehr als unbeteiligt wirkten. Dabei fieberten sie innerlich vor Spannung.
Jane Collins und ihr reicher Klient saßen in der ersten Reihe. Der Auktionator stand hinter seinem Pult. Er war ein Mann in mittleren Jahren, trug einen dunklen Oberlippenbart und konnte seine Blicke kaum von der hübschen Jane Collins lösen.
Kein Wunder.
Die Decke war ziemlich hoch. Drei Kronleuchter hingen verteilt im Raum und spendeten brillantes Licht. Es brach sich auf dem Schmuck einiger Damen.
Durch eine Seitentür betrat ein Diener den Saal. Auf beiden Händen trug er ein Tablett, und darauf stand eine Flasche Wein. Der Knabe wirkte wie aus einem Werbefilm herbeigezaubert, und Jane hatte Mühe, ein Lachen zu unterdrücken.
Sir Randolph Norfolk stieß Jane leicht an. »Das ist die Flasche«, flüsterte er. Seine Stimme klang erregt.
Der Diener stellte die Flasche ab.
»Ladies und Gentlemen«, begann der Auktionator, »kommen wir zum ersten Angebot dieses Abends.« Er berichtete zuvor, welch eine Geschichte die Flasche hinter sich hatte, doch auf die Schrift an der Rückseite ging er nicht ein.
Die Öffentlichkeit war bei dieser Auktion im kleinen Kreis ausgeladen worden. Das hatten sich die Interessenten verbeten. Der Geldadel wollte unter sich sein.
Es ging bereits los.
»Das Mindestangebot für dieses edle Getränk liegt bei zweitausend

Pfund«, sagte der Auktionator. »Ich bitte um Angebote.«

Jetzt flogen die Summen.

Zu Janes Erstaunen hielt sich Sir Randolph Norfolk zurück. Er notierte nur hin und wieder einige Zahlen.

Dann stand der Preis auf achttausend Pfund. Für Jane schon eine ungeheure Summe.

»Achttausend Pfund«, sagte der Auktionator. »Zum ersten, zum…«

»Neuntausend!« Jetzt mischte Sir Randolph mit.

Raunen glitt durch den kleinen Saal.

Der Auktionator lächelte, warf Jane einen raschen Blick zu und blieb weiter am Ball.

»Sie haben es gehört. Neuntausend Pfund sind geboten worden. Neuntausend zum ersten…«

»Zehntausend!«

Das war der Mann, der bisher geboten hatte. Zwischen ihm und Sir Randolph begann der ›Kampf‹ zu toben. Die anderen stiegen aus.

Der Mann saß in der zweitletzten Reihe, ganz rechts außen. Jane sah sein dunkles Haar und darunter ein sonnenbraunes Gesicht. Der Bieter war noch nicht sehr alt. Knapp vierzig vielleicht, und er sprach mit einem leicht fremdländischen Akzent.

Bei fünfzehntausend Pfund zeigte selbst der Auktionator eine Reaktion. Mit einem blütenweißen Taschentuch mußte er sich den Schweiß von der Stirn wischen.

Und Sir Randolph ging noch höher. »Sechzehntausend!« rief er triumphierend.

Sein Gegner hielt mit.

Bei achtzehntausend Pfund jedoch paßte er.

Der Auktionator atmete auf. »Achtzehntausend zum ersten, zum zweiten und – zum dritten!«

Der Hammer knallte auf den Tisch. Sir Randolph Norfolk hatte gewonnen. Aufatmend ließ er sich zurückfallen. »Das wäre geschafft«, sagte er und stand auf.

Jane erhob sich ebenfalls. Zahlreiche Blicke begleiteten sie auf dem Weg zur Tür. Sir Randolph verschwand in einem kleinen Büro, um die Summe zu begleichen.

Als er nach wenigen Minuten zurückkam, trug er eine Ledertasche. »Darin ist sie«, sagte er stolz und lächelte Jane Collins zu.

»Dann wäre mein Job ja beendet«, sagte die Detektivin.

»Fast. Haben Sie vergessen…?«

»Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Ihr Gespräch störe, doch ich möchte dem Mann gratulieren, der es geschafft hat, die Flasche Wein zu ersteigern.«

Jane und ihr Klient drehten sich um. Vor ihnen stand der Franzose, der mitgeboten hatte. Er lächelte, doch dieses Lächeln konnte nicht

darüber hinwegtäuschen, wie nervös er war. Unter seiner Gesichtshaut zuckte es, die Lippen waren fest aufeinandergepreßt, und in den dunklen Augen flackerte das Unbehagen.

Sir Randolph war von diesem Besuch nicht sehr begeistert und gab sich auch ziemlich reserviert. »Sie wünschen, Sir?«

»Wie gesagt, ich wollte Ihnen nur gratulieren, Sie aber auch gleichzeitig warnen.«

»Wovor?«

»Vor dem Wein. Ich wollte ihn ersteigern, da er sich in unserem Familienbesitz befand. Leider sind meine finanziellen Mittel begrenzt, so daß ich das edle Stück nicht erwerben konnte.«

Ärgerlich wischte Sir Randolph mit der Hand durch die Luft. »Wer sind Sie überhaupt, daß Sie mich hier so einfach ansprechen?«

»Mein Name ist Gérard de Besançon. Einer meiner Vorfahren hat diesen Wein hergestellt.«

»Warum haben Sie ihn dann nicht schon früher in Ihren Besitz genommen?« fragte Sir Randolph.

»Ich war lange Zeit im Ausland und kam leider zu spät zurück. Sie kennen vielleicht die Geschichte der Flasche?«

Sir Randolph schaute Jane an, als wollte er sagen, da steht ein Verrückter vor uns. Dann erwiderte er: »Nein, ich kenne die Geschichte nicht und möchte sie auch nicht kennenlernen.«

»Das sollten Sie aber.«

»Tut mir leid. Ich habe keine Zeit.« Abrupt wandte sich der Engländer zur Seite. »Kommen Sie, Jane!«

Jane ging mit. Ihr Gesicht hatte einen nachdenklichen Ausdruck angenommen.

»Ich flehe Sie an. Trinken Sie den Wein auf gar keinen Fall!« rief Besançon ihnen noch nach.

»Schwätzer!« brummte Sir Randolph. »Oder was meinen Sie, Jane? So darf ich Sie doch nennen?«

»Ja, natürlich. Also wenn ich ehrlich sein soll, dann gefällt mir die Geschichte gar nicht. Der Mann ist bestimmt kein Spinner. Er hat ernst und überzeugend geredet.«

»Ja, so überzeugend, daß er mir den Appetit verdorben hat. Aber trotzdem, wir werden noch essen gehen.«

Der Chauffeur hielt bereits die Tür auf. Als sie im Wagen saßen, sagte Sir Randolph. »Und nach dem Dinner lade ich Sie in meine Stadtwohnung ein, um den Wein einmal zu kosten.«

»Wollen Sie wirklich die Flasche öffnen?«

»Warum nicht? Mir kam es nur auf die originelle Flasche an. Von Weinen halte ich nicht viel. Ich trinke lieber Whisky.«

»Und für eine Flasche geben Sie solch eine Summe aus?« fragte Jane Collins.

»Nennen Sie es den Spleen eines Millionärs«, erwiderte Sir Randolph Norfolk. »Und jetzt lassen Sie uns nicht mehr davon reden. Vor uns liegen wesentlich schönere Stunden.«

Jane Collins ließ sich von dem Optimismus des Mannes nicht anstecken. Sie hatte eine komische Vorahnung und war froh, daß sie mich angerufen hatte.

Als der schwere Wagen abfuhr, stand Gérard de Besançon vor dem Eingangsportal und starrte ihm nach. Langsam formten seine Lippen einen Satz. »Sie werden den Tag noch verfluchen«, flüsterte er und machte dann abrupt kehrt…

***

Im Kamin brannte das Feuer. Die Flammenzungen leckten gierig über die armlangen Holzscheite. Knisternd und prasselnd sprang die Rinde weg. Funken sprühten und verschwanden im Kamin.

Vor dem Kamin standen die beiden Schaukelstühle. Zwischen ihnen befand sich ein Tisch. Er war mit zwei noch leeren, hochstieligen, kostbaren Gläsern dekoriert, die so fein geschliffen waren, daß Jane Collins Angst hatte, sie hochzunehmen.

Und daraus sollte sie trinken.

Der Widerschein des Feuers brach sich blitzend auf dem Glas. Die geschliffenen Kanten und Ecken funkelten. Sie stachen am äußeren Rand des Glases hervor wie kleine Diamantsplitter.

Der Abend war wirklich gemütlich gewesen. Sir Randolph Norfolk hatte Jane Collins in ein stilvolles, phantastisches Restaurant geführt, das sie bisher noch nicht gekannt hatte und eigentlich nur Eingeweihten zugänglich war.

Französische Küche. Jane verdrehte im nachhinein noch die Augen, wenn sie daran dachte. Auch der Champagner hatte es in sich gehabt. Es war keines der Gurgelwasser gewesen, die am nächsten Morgen Sodbrennen hervorrufen.

Jane hatte ein wenig gezögert, als Sir Randolph sie zu sich nach Hause einlud. Aber das gehörte zum guten Ton. Außerdem hatte die Detektivin noch einen Trumpf in der Hinterhand.

Zweiundzwanzig Uhr war durch. Vor fünf Minuten hatte die Wanduhr zum letztenmal geschlagen. Sir Randolph wollte nur noch sein Personal nach Hause schicken, um sich dann seinem Gast widmen zu können.

Er kam zurück. Auf dem flachen rechten Handteller trug er ein Tablett, auf dem die Flasche Wein stand. Sir Randolph hatte sie bereits geöffnet. Lächelnd stellte er das Tablett auf den kleinen Tisch, holte noch eine Kerze und steckte den Docht an.

Ruhig brannte die Flamme. Die Kerze verbreitete einen eigentümlichen Wachsgeruch, der Jane Collins jedoch angenehm in

die Nase stieg. Sir Randolph war ein aufmerksamer Gastgeber. Er wickelte ein blütenweißes Tuch um die untere Flaschenhälfte und goß sich eine Fingerbreite des kostbaren Getränks ins Glas.

»Darf ich?« fragte er.

Jane Collins nickte. Sie konnte eine innere Spannung nicht verleugnen. Zwar war sie neugierig darauf, den Wein zu kosten, aber gleichzeitig brannte auch die Warnung in ihrem Hirn, dies nicht zu tun. Sie suchte nach dem Grund. Vielleicht war der Wein mit irgendeinem Zusatz versehen? Einem Rauschmittel? Jane beschloß, nur einen kleinen Schluck zu probieren.

Wie Öl rann das edle Getränk in Janes Glas. Der Wein hatte eine dunkelrote Farbe, die Jane an Blut erinnerte.

Sie schluckte.

Sir Randolph drehte die Flasche so, daß kein Tropfen verlorenging. Dann schenkte er sein Glas voll.

Er nahm Platz, hob das langstielige Glas an, schaute über den Rand hinweg Jane Collins an, lächelte und sagte: »Cheerio. Auf die schönste Frau, die jemals vor diesem Kamin gesessen hat.«

Die Detektivin lachte perlend. »Sie sind ein Schmeichler, Sir Randolph.«

»Nein, nur Realist.« Er hob sein Glas noch einmal an und führte es dann an die Lippen.

Auch Jane trank. Sie schaute auf die Oberfläche des Weins und hatte für einen Augenblick das Gefühl, in einen blutroten Strudel zu blicken, in dem monsterhafte Figuren hin- und hertanzten. Sie lächelte über sich selbst, kostete erst mit den Lippen und trank einen kleinen Schluck.

Der Wein war angenehm temperiert. Jane schmeckte und kaute ihn, ließ ihn von einen Mundwinkel in den anderen fließen, merkte die Süße des Getränks und hatte plötzlich das Gefühl, den Mund voll Blut zu haben. Hastig stellte Jane das Glas weg. Allen Rücksichtsnahmen auf den Gastgeber zum Trotz wollte sie den Wein ausspeien, doch da rann er bereits die Kehle hinunter.

Scharf sog Jane Collins die Luft ein. Vom Magen her spürte sie ein Gefühl der Wärme in sich hochsteigen. Es breitete sich in ihrem gesamten Körper aus, heizte sie regelrecht von innen auf und gab ihr das Gefühl, in einer Sauna zu sitzen.

Schwer drehte sie den Kopf. Sie stellte dabei das Glas ab und schaute Sir Randolph an.

Ihr Gastgeber fühlte sich anscheinend auch nicht wohl. Er hatte seinen Krawattenknoten, soweit es ging, gelockert, den Kopf dabei zurückgelegt und atmete tief und fest ein.

Jane wollte ihn etwas fragen, doch kein Ton drang über ihre Lippen. Schwindel packte sie. Das Feuer im Kamin drehte sich vor ihren

Augen, wurde zu einem rasenden Wirbel. Sie kam sich vor wie auf einem Schiff bei hohem Seegang, tauchte vor und dann wieder zurück. Heiß stieg es ihr vom Magen her hoch, in der Kehle spürte sie ein Würgen.

Luft! Luft! Alles in ihr schrie danach.

Sir Randolph Norfolk saß nicht mehr in seinem Sessel. Er war zu Boden gefallen und stöhnte jämmerlich.

Der Millionär hatte die doppelte Menge getrunken, es ging ihm dementsprechend schlechter. Er wälzte sich auf dem Teppich herum, aus seinem Mund drangen erstickt klingende Laute.

Jane wollte dem Mann helfen, obwohl sie selbst mit dem Tode rang. Sie stützte sich an den Sessellehnen hoch. Wieder packte sie der Schwindel. Er trieb Jane Collins nach vorn, und für einen Moment sah es so aus, als würde sie in den Kamin mit den brennenden Holzscheiten fallen. Dann hatte sich Jane gefangen. Sie schritt um den Stuhl herum und ging wie eine alte Frau auf den am Boden liegenden Sir Randolph Norfolk zu.

Der Mann befand sich in einem schlechten Zustand. Er rang verzweifelt nach Luft, fetzte mit beiden Händen den Kragen auseinander und riß dabei die Hemdknöpfe ab.

Jane Collins taumelte auf ihn zu. Mit jedem Schritt ging es ihr schlechter. Sie wollte dem Mann die Hand reichen, um ihn hochzuziehen, doch sie bekam das Übergewicht und fiel.

Dicht neben Sir Randolph blieb sie liegen.

Ihre Gesichter waren nur eine Handbreite voneinander entfernt. Dick perlte der Schweiß auf der Haut. In Sir Randolphs Augen lag ein fiebriger Glanz.

Er versuchte zu sprechen. Mußte zweimal ansetzen, um verständliche Worte hervorzubringen.

»Wir… wir… hätten auf ihn hören sollen. Nicht… nicht trinken. Teufelszeug…«

Jane wollte etwas erwidern, doch die Stimme versagte. Sie sah Sir Randolph wie durch einen tänzelnden Schleier. Mühsam wälzte sie sich zur Seite, richtete ihren Blick auf die Tür.

Obwohl sie nur wenige Schritte entfernt war, kam ihr die Distanz doch ungeheuer weit vor. Sie wollte auf die Tür zukriechen, denn dicht daneben stand auf einem kleinen Tischchen das Telefon.

Kraftlos fiel Jane Collins zurück. Dann kamen die Wellen der Ohnmacht. Sie überschwemmten Jane und löschten ihr Bewußtsein aus.

Lange war sie nicht ohnmächtig. Als sie erwachte, war noch alles genau wie zuvor. Die Wanduhr tickte monoton, und Sir Randolph lag neben ihr.

Jane Collins fühlte sich wieder besser. Sie blieb noch ein paar

Sekunden liegen, stemmte sich dann auf die Knie und rollte Sir Randolph an der Schulter zurück.
Schwer fiel der Mann auf den Rücken.
Gleichzeitig traf Jane Collins der Schock.
Sir Randolph Norfolk hatte kein Gesicht mehr! Statt dessen starrte Jane ein fahler bleicher Totenschädel an!
Die Detektivin wurde vom Grauen geschüttelt. Jetzt sah sie auch, daß Sir Randolphs Hände aus bleichen Skelettknochen bestanden, ebenso wie sein Hals und seine Arme. Letzteres bemerkte Jane, als sie den Jackettärmel hochschob.
Ein schrecklicher Verdacht keimte in ihr hoch. Wenn Sir Randolph in ein Schreckgespenst verwandelt worden war, und das nur, weil er von dem Wein gekostet hatte, dann…
Jane hob ihre rechte Hand. Sie traute sich kaum, ihr Gesicht anzufassen, spreizte die Finger, gab sich einen Ruck und fühlte nach.
Jane Collins' tastende Fingerkuppen berührten keine weiche Haut mehr, sondern die bleichen Knochen einer Skelettfratze!

***

Von den Pantoffeln schlüpfte ich in die Slipper und zog anschließend den Rollkragenpullover über den Kopf. Ehe ich meine Wildlederjacke überstreifte, dachte ich daran, die mit geweihten Silberkugeln geladene Beretta mitzunehmen.
Ich ließ es bleiben. Auf der Fahrt nach Chelsea würde mir schon kein Monster begegnen.
So glaubte ich ahnungsloser Tor.
Gegen dreiundzwanzig Uhr dreißig verließ ich die Wohnung. Suko, der sein Apartment nebenan hatte, war nicht eingeweiht. Ich wollte ihn mit solch einem Kram nicht belästigen.
Es war stiller geworden in London. Über die breite Kings Road fuhr ich meinem Ziel entgegen.
Der Bentley lief wie ein Uhrwerk. BBC brachte flotte Tanzrhythmen. Der Himmel über London war bewölkt. Bis vor wenigen Tagen hatten wir noch fast sommerliche Temperaturen gehabt. Direkt außergewöhnlich für Oktober, doch jetzt kündigte sich der Herbst mit aller Macht an. Die Blätter verloren das saftige Grün, wurden gelb, braun und orange. Nach dem ersten Nachtfrost würden sie abfallen wie reifes Obst.
Ich war froh, daß ich in diesen Tagen keinen heißen Fall am Hals hatte, so konnte ich liegengebliebene Sachen aufarbeiten und kam auch dazu, pünktlich Feierabend zu machen.
Ich kannte die Ecke, in der Sir Randolph Norfolk wohnte. Vor eineinhalb Jahren hatte ich dort einen Fall zu lösen.
Ich bog in die Oakley Street ein, fuhr dann durch einige

Nebenstraßen und erreichte mein Ziel.

Das Haus lag versteckt in einem Park. Kastanienbäume säumten die Fassade. Sie wechselten sich ab mit wuchtigen Ahornbäumen. Im ersten Stock brannte Licht. Ich sah es schwach durch die Vorhänge schimmern. Das kleine Gartentor war nicht abgeschlossen. Ich durchschritt es und betrat den Weg, der direkt zum Eingang führte. Meine Schuhe wühlten im Laub und schleuderten es hoch. Rechts sah ich eine Rasenfläche, und links von mir wuchsen mannshohe Büsche.

Der Eingang befand sich an der linken Seite des Hauses. Eine schmiedeeiserne Laterne brannte darüber. Ihr Schein fiel auf drei wuchtige Steinstufen, die zur Tür hochführten.

Nicht im entferntesten rechnete ich mit einer Gefahr. Doch die kam. Die Gestalt mußte im Gebüsch gelauert haben. Hinter meinem Rücken tauchte sie auf. Ich spürte, wie heißer Atem meinen Nacken streifte, zog instinktiv den Kopf ein, drehte mich dabei etwas zur Seite und konnte dem Hieb doch nicht entgehen.

Er traf meine linke Schulter.

Ohne es zu wollen, schrie ich auf, sank in die Knie und fiel vor der Stufe zu Boden.

Weit riß ich die Augen auf, entdeckte den Schatten über mir, sah, wie er den Arm hochhielt, und trat instinktiv mit dem rechten Fuß zu.

Der Schatten flog zurück, fluchte. Ich erkannte, daß er wild mit den Armen ruderte und sich dabei an den Zweigen der Büsche festzuhalten versuchte.

Ich stemmte mich hoch. Gefühllos hing mein linker Arm herab. Da kam der Kerl wieder.

Er war unheimlich schnell und hielt etwas Großes, Dunkles in seiner rechten Faust. Damit schlug er auch zu. Es gelang mir nur halb, den Hieb abzuwehren. Er durchbrach meine Deckung, und dann traf etwas Weiches meinen Schädel.

Sandsack oder Boxhandschuh.

Weiter konnte ich nicht mehr denken, denn der Hieb löschte auf der Stelle mein Bewußtsein aus. Ich hatte wieder einmal Sendepause.

***

Jane Collins schrie nicht, stöhnte nicht und sagte auch nichts. Das blanke Entsetzen hatte sie gelähmt. Wie festgeleimt klebten ihre Finger am Gesicht, das gar keins mehr war.

Nur noch ein knöcherner Schädel.

Aber Jane war sonst völlig normal. Sie sah, fühlte und bewegte sich wie immer. Nur hatte dieser verdammte Teufelstrank ein Monster aus ihr gemacht.

Ihre Hand wanderte weiter. Sie fühlte das seidige Haar zwischen den Fingern. Es hatte sich nicht verändert. Wie ein Schleier umwehte es

den häßlichen Schädel.

Jane dachte daran, daß ich bald eintreffen würde. Der Gedanke ließ ihr Herz schneller schlagen. Sie hatte Angst, daß ich die Situation nicht richtig begriff, sie für ein Monster hielt und tötete.

Die Detektivin begann zu weinen. Die Tränen rollten über die blanken Knochen. Jane spürte es nicht.

Neben ihr hatte sich Sir Randolph aufgerichtet. Auch ihm war bewußt geworden, in welch einem Zustand er sich befand. Er zitterte vor Angst und Grauen. Dann wandte er Jane seinen Schädel zu.

»Sie… Sie auch?«

Die Detektivin nickte.

»Der Wein«, flüsterte Sir Randolph. »Wir hätten ihn nicht trinken dürfen. Nein…« Er vergrub seinen Schädel in den knöchernen Händen. Jane sah, daß seine Schultern bebten.

Sie fragte sich, was sie jetzt machen sollten. Sir Randolph Norfolk hatte den gleichen Gedanken.

»Was… was sollen wir tun?«

»Ich weiß es nicht.«

»Aber wir können nicht hierbleiben. Wir müssen uns verstecken. Wenn man uns sieht, dann ist es…«

»Still!« rief Jane Collins. Sie hatte Schritte gehört. Ob John jetzt kommt? dachte sie.

Die Schritte näherten sich der Tür. Nicht schleichend oder zögernd, sondern zielstrebig.

Die Klinke bewegte sich nach unten. Zoll für Zoll glitt sie tiefer. Jane und Sir Randolph hielten den Atem an.

»Wenn der uns jetzt sieht«, wisperte der Mann, »dann…«

Er sprach nicht mehr weiter, denn im gleichen Augenblick wurde die Tür aufgedrückt.

Ein Mann stand im Zimmer. Seine Gestalt hob sich dunkel im Türrechteck ab. Der Widerschein des Kaminfeuers glitt über seine untere Körperhälfte.

Der Mann war nicht John Sinclair. Das sah Jane Collins sofort. Aber sie kannte ihn, hatte vor kurzem noch mit ihm gesprochen. Der Eindringling war kein geringerer als Gérard de Besançon!

Er schien auch nicht überrascht zu sein, Jane Collins und ihren Gastgeber in diesem Zustand vorzufinden, denn als er näher kam, kräuselten sich seine Lippen zu einem wissenden Lächeln.

»Ich hatte Sie gewarnt«, sagte er.

»Dann… dann sind Sie an allem schuld«, ächzte Sir Randolph.

»Wieso ich?« Der Mann blieb stehen.

»Weil Sie das hätten verhindern können!«

»Das wollte ich auch, aber gegen Ihren Dickkopf kommt man nicht an. Und es tut mir nicht einmal leid.« Gérard de Besançon trat an den

Tisch und nahm die Flasche an sich. Gelassen drückte er den Korken auf die Öffnung. Dann ließ er die Flasche in seiner Innentasche verschwinden.

»Was haben Sie damit vor?« keuchte Sir Randolph.

»Ich werde das Vermächtnis meines Vorfahren erfüllen.«

»Und das wäre?«

De Besançon winkte ab. »Das werde ich Ihnen nicht unter die Nase reiben. Sie habe ich nur gewarnt. Das sollte reichen. Wie Sie aus diesem Dilemma herauskommen, das ist Ihre Sache. Mir genügt es, wenn ich die Flasche habe.«

Zum erstenmal mischte sich Jane Collins in das Gespräch. Mit leiser Stimme sagte sie: »Ich gebe zu, daß Sie gewonnen haben, Monsieur. Aber bitte, nennen Sie uns einen Weg, damit wir wieder zu normalen Menschen werden.«

»Wie käme ich dazu?« Der Mann lachte.

»Ihnen kann es doch egal sein, wie wir herumlaufen. Ob mit oder ohne Totenschädel. Bitte, Monsieur, denken Sie einmal menschlich.«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Es ist mir aber nicht egal, Mademoiselle.« Er deutete dorthin, wo die Flasche steckte. »Dieser Trank ist ein Gebräu der Hölle und hat eine ähnliche Wirkung wie Heroin. Wer einmal davon gekostet hat, kommt nicht mehr los. Daran sollten Sie denken. Es wird die Zeit kommen, da gieren Sie nach diesem Getränk, da werden Sie sich nicht mehr wiedererkennen und für einen Schluck von diesem Wein alles tun.«

Jane holte tief Luft. »Sie sind… Sie sind eine Bestie!«

De Besançon lachte. »Na und? Was stört mich Ihre Meinung, wenn ich durch den Trank Herrscher über Tausende von Menschen werden kann. Was ich in der Hand halte, ist das Konzentrat. Ich werde es verdünnen und in Flaschen füllen. Hunderte, nein, Tausende von Menschen geraten dann in meine Abhängigkeit, wie Sie. Schon bald werden Sie süchtig danach sein und auf mein Schloß zu kommen. Ich warte dort. Der Keim des Bösen ist gesät, und die Frucht wird aufgehen.«

Jane mußte sich beherrschen, um diesem Mann nicht an die Kehle zu springen. »Wird der Totenschädel für immer bleiben?« schrie sie.

»Was regen Sie sich auf?« konterte de Besançon. »Ob mit oder ohne Totenschädel. Sie sind in meiner Gewalt.«

Da drehte Sir Randolph durch. Er fuhr vom Boden hoch, schrie dabei und stürzte auf de Besançon zu.

Der Franzose drehte sich blitzschnell, ließ Sir Randolph ins Leere laufen und trat ihm wuchtig die Beine weg.

Der Hausherr fiel gegen den Tisch, riß ihn mit um und blieb auf dem Möbel liegen.

Dann war Jane an der Reihe. Hastig zog sie an der Teppichbrücke,

auf der de Besançon stand.

Der Franzose bekam das Übergewicht und fiel. Dumpf prallte er auf den Rücken.

Sofort setzte Jane nach.

Doch mitten in der Bewegung verharrte sie. Mit einer traumhaft sicheren Bewegung hatte der Mann eine Pistole gezogen und ließ die Detektivin in die Mündung schauen.

»So nicht, Mademoiselle! Gehen Sie zur Seite. Normalerweise hätte ich geschossen, aber ich brauche Sie noch. Los, machen Sie schon!«

Jane gehorchte. De Besançon stand auf, ohne die Detektivin aus den Augen zu lassen. Rückwärts bewegte er sich auf die Tür zu. »Ich erwarte Sie auf meinem Schloß«, sagte er spöttisch, schlüpfte durch den Türspalt und knallte die Tür einen Atemzug später zu. Jane hörte, wie er einen Schlüssel zweimal herumdrehte und ihn dann aus dem Schloß zog.

Ein, zwei Atemzüge lang blieb die Detektivin auf dem Fleck stehen, dann lief sie hinüber zu Sir Randolph Norfolk.

Der Mann lag über der hochgekippten Tischplatte. Seine Jackettärmel waren nach oben gerutscht. Der Widerschein des Kaminfeuers zuckte über die bleichen Knochen. Norfolks Kleidung schlotterte um seinen skelettierten Körper. Die Hose wurde von den Trägern gehalten.

Der Mann war nicht bewußtlos, aber schwer angeschlagen. Jane half ihm aufzustehen. Sie zog ihn zu einem Sessel, in den sich Sir Randolph schwer hineinfallen ließ.

»Ist er weg?« fragte er.

»Ja, und er hat den Wein mitgenommen.«

»O mein Gott.« Mit der knöchernen Hand faßte sich Sir Randolph an den Schädel. »Womit haben wir das verdient? Wie ist so etwas überhaupt möglich?«

»Ich weiß es auch nicht«, antwortete Jane. »Aber wir werden es bestimmt bald erfahren.«

»Und was machen wir jetzt?« fragte Sir Randolph. »Wir können uns doch nicht in unserem Zustand auf die Straße wagen. Die Leute würden Zeter und Mordio schreien und uns für was weiß ich halten. Sie würden die Polizei anrufen und…«

»Auf jeden Fall müssen wir hier weg«, sagte Jane.

»Und wohin?«

»Auf Ihr Schloß in Essex!«

»Nein, das geht nicht!« Der Mann sprang auf. »Mein Personal, wenn das uns so sieht…«

»Es gibt aber keine andere Möglichkeit. Wenn wir jetzt fahren, schaffen wir es noch in der Dunkelheit.«

Sir Randolph überlegte. Dann nickte er und sagte: »Ich glaube, Sie

haben recht, Miß Collins. Kommen Sie.« Er stand auf und ging zur Tür.

»Die ist verschlossen«, sagte Jane.

»Macht nichts. Ein Ersatzschlüssel liegt oben auf dem Kaminsims.«

Jane fand ihn an der angegebenen Stelle und schloß die Zimmertür auf. Im Haus war es still. Sie schlichen über den breiten Gang und erreichten die Treppe, die nach unten führte.

Jane hoffte inständig, daß ich nicht kommen würde. Oder erst dann, wenn sie weg waren. Sie nahm sich vor, mir telefonisch alles zu erklären.

Noch war alles ruhig im Haus. Jane hörte nur ihre und Sir Randolphs Atemzüge.

Der Millionär machte Licht im Flur. Mehrere Wandlampen verbreiteten ihren milden Schein.

Jane kam an einem Spiegel vorbei. Wie es ihr in Fleisch und Blut übergegangen war, warf sie einen Blick nach links, um sich im Spiegel zu betrachten.

Sie erschrak bis ins Mark.

Ein bleicher Totenschädel starrte ihr entgegen. Das sollte sie sein? Jane konnte einen heftigen Schrei kaum unterdrücken. Sie war zu einem Monster geworden, wie es im Buche stand. Ihr Körper aber war unversehrt geblieben.

Es war schrecklich…

Jane atmete tief durch und wandte den Blick ab. Sie begann wieder zu weinen, und sie fragte sich, ob sie je wieder die alte Jane Collins werden würde.

Sir Randolph war schon vorausgegangen. Auf halber Treppe blieb er stehen und drehte sich um. »Kommen Sie, Jane. Beeilen Sie sich. Bis zu meinem Schloß haben wir fünfundsiebzig Meilen zu fahren.« Er ging weiter. »Nur gut, daß ich den Chauffeur nach Hause geschickt habe«, murmelte er dann.

Jane folgte ihm. Zum Schloß zu fahren und sich dort vor den Blicken der Menschheit zu verbergen, darin sah die Detektivin im Augenblick die einzig richtige Lösung.

Sir Randolph wartete bereits unten in der Diele. Er deutete auf die Haustür. »Da, sie ist offen. Jetzt ist mir auch klar, wieso der Kerl reingekommen ist.« Er ging nach draußen, während Jane Collins die letzten Treppenstufen hinter sich brachte.

Ein Schrei!

Sir Randolph Norfolk hatte ihn ausgestoßen. Im nächsten Augenblick stand er wieder in der Diele. Seinem Gebaren nach zu urteilen, war er ziemlich aufgeregt.

»Was ist?« rief Jane. Sie lief auf den Mann zu.

Sir Randolph Norfolk deutete zum Ausgang hin. »Dort… dort auf den

Stufen… Da liegt jemand…«
»Was?«
Jane Collins lief an dem Mann vorbei nach draußen. Und sie sah mich auf der untersten Stufe liegen.
»John!« Der Name war nur ein Hauch, aber Sir Randolph verstand ihn.
»Sie kennen ihn?«
»Ja, es ist – John Sinclair, ein guter Freund von mir.«
»Aber wieso kommt er…?«
Janes Finger umspannten den linken Oberarmknochen des Mannes. »Das erkläre ich Ihnen später, Sir Randolph. Wir müssen jetzt weg.«
»Aber wenn der Mann tot ist?«
Jane schüttelte den Kopf. »Ist er nicht. Nur bewußtlos. Normalerweise hätte ich ihm ja…« Sie brach ab, weil Tränen ihre Stimme erstickten. Dann sprang sie schnell über mich hinweg und lief rasch durch den Vorgarten.
»So warten Sie doch, Jane«, rief Sir Randolph und rannte hinter der Detektivin her.

***

Mein Kopf brummte wie ein Kreisel, und direkt unter der Schädeldecke schienen tausend kleine Bergleute zu hämmern.
Ich fühlte mich verdammt unwohl.
Von irgendwoher vernahm ich Geräusche, vermochte sie aber nicht einzuordnen. Am liebsten wäre ich liegengeblieben, aber etwas drückte von unten her scharf gegen meinen Bauch.
Ich bewegte meine Hand, tastete, fühlte rauhen Stein unter den Fingern und spürte auch dann die Treppenkante, auf der ich lag. Die Erinnerung setzte ein. Ich war auf das Haus zugegangen, hatte die Tür erreicht, und dann war irgendein Kerl aus dem Gebüsch gesprungen und hatte mir etwas über den Schädel geschlagen.
Aus, vorbei.
Mist! Ich fluchte innerlich, öffnete die Augen und hörte plötzlich Stimmen an meine Ohren dringen. Sie schienen von sehr weit her zu kommen, aber ich unterschied deutlich eine Frauen- und eine Männerstimme. Und die Frauenstimme kam mir bekannt vor.
Irgendwo in meinem Gehirnwinkel klickte es.
Jane! Himmel, die Stimme gehörte Jane Collins. Jetzt war mir klar, weshalb ich hergekommen war. Ich stützte mich auf, doch meine Arme knickten weg.
Dann sprang jemand über mich hinweg. Im nächsten Augenblick hörte ich die Männerstimme. »So warten Sie doch, Jane!«
Der Satz elektrisierte mich. Plötzlich erwachte ich aus meiner Lethargie. Wie weggeblasen war die Erinnerung an das Vergangene.

Ich kam hoch und zog mich auf die Beine.
Jane hatte schon längst den Vorgarten durchquert und befand sich auf der Straße. Ihr langes blondes Haar flatterte wie eine Fahne. Noch im Garten befand sich der Mann, doch es gab keinen Zweifel, daß er den gleichen Weg nehmen würde wie Jane Collins.
»Bleiben Sie stehen!« rief ich.
Er rannte weiter.
Ich nahm die Verfolgung auf. Wankte dabei hin und her wie ein vollgefressener Seelöwe. In meinem Schädel explodierten kleine Sonnen, doch ich biß die Zähne zusammen und machte weiter.
Warum lief Jane vor mir davon? Verdammt, sie wußte doch, daß ich sie abholen wollte! Was war geschehen?
Ich erreichte das kleine Tor. Drehte den Kopf nach links und bekam gerade noch mit, wie ein schwerer Rolls-Royce aus einer Parklücke scherte, hart vorangetrieben wurde und an mir vorbeipreschte.
Für Bruchteile von Sekunden erhaschte ich einen Blick ins Innere des Wagens.
Hinter dem Steuer saß ein lebendes Skelett.
Und auf dem Beifahrersitz ebenfalls ein solches Monster. Dazu mit langen blonden Haaren.
Jane?
Ich wischte mir über die Augen, glaubte an eine Täuschung, und als ich wieder hinsah, war der Rolls längst verschwunden. Jetzt eine Verfolgung aufzunehmen, hätte keinen Sinn gehabt. Bis ich meinen Bentley erreichte, ging viel zuviel Zeit verloren. Außerdem fühlte ich mich nicht so in Form, um jetzt noch an nächtlichen Rennen teilzunehmen.
Vor Wut hätte ich losschreien können.
Ich betrat das Haus, durchsuchte die Zimmer und gelangte auch in den Raum, in dem Jane und Sir Randolph sich aufgehalten hatten. Ich sah den umgestürzten Tisch, die zerbrochenen Weingläser. All dies deutete auf einen Kampf hin, der sich in dem Raum zugetragen haben mußte.
Aber wer hatte hier gegen wen gekämpft?
Ich verschob die Lösung des Rätsels auf später. Erst einmal mußte ich mich um Jane Collins kümmern. Um sicher zu sein, daß ich mich auch nicht getäuscht hatte, rief ich vom Autotelefon aus ihre Nummer an.
Achtmal klingelte es durch. Niemand hob ab.
Dann war Jane also doch die Person gewesen, die auf dem Beifahrersitz gehockt hatte.
Mit einem Totenschädel!
Eine Gänsehaut rann mir über den Rücken, als ich daran dachte. Hart preßte ich die Lippen zusammen. Mit allem hatte ich gerechnet, nur nicht mit einem neuen Fall.

Aber wer war der Mann, der mich niedergeschlagen hatte? Ich hatte von ihm nichts erkennen können. Alles war zu schnell gegangen. Im Handschuhfach suchte ich nach einer Kopfschmerztablette. Sie schmeckte wie Galle.

Dann machte ich mich auf den Rückweg.

Es ging bereits auf Mitternacht zu. Trotzdem würde ich Suko aus dem Bett werfen. Mit heulenden Pneus jagte ich die Auffahrt zur Tiefgarage hinunter, rangierte den Bentley in meine Parkbucht, stieg aus und fuhr mit dem Lift nach oben.

Suko war schon nach dem zweiten Klopfen an der Tür. Er schaute mich an, erkannte, daß etwas nicht stimmte, und sagte nur: »Komm rein, John.«

Ich ließ mich in einen Sessel fallen. Jetzt, wo ich etwas Ruhe hatte, kamen die Kopfschmerzen wieder.

»Was zu trinken?« fragte Suko.

»Ja, einen Cognac.«

Suko ging zur Hausbar. Über seinen Atlethenkörper hatte er einen dunkelgrünen Bademantel gehängt. Sein Haar war zerzaust, ein Zeichen, daß Suko gerade erst aus dem Bett gestiegen war. Doch seine Augen blickten hellwach, da war von Müdigkeit keine Spur.

Er reichte mir das Getränk und sagte: »Erzähl.«

Ich berichtete. Zwischendurch trank ich in kleinen Schlucken. Als ich geendet hatte, sagte Suko: »Und du bist sicher, daß du dich nicht getäuscht hast?«

»Nein.«

»Dann ist Jane also in die Fänge dieses Norfolk geraten.«

»Moment.« Ich hob die Hand. »Norfolk war ebenfalls kein normaler Mensch mehr. Vergiß das nicht.«

»Aber mit wem haben wir es dann zu tun?« rief Suko.

»Das werden wir herausbekommen.«

»Was willst du jetzt unternehmen?« fragte mich mein chinesischer Partner.

»Dieser Randolph Norfolk gehört zu den reichsten Männern der Insel. So ein Knabe gibt sich nicht mit einer normalen Stadtwohnung zufrieden. Der muß in irgendeinem Prachtbau hausen. Die Adresse beschaffe ich mir, und dann fahren wir hin.«

Suko krauste die Stirn. »So einfach auf Verdacht? Willst du nicht vorher mit Powell reden?«

Ich schlug mit der Faust auf den Tisch. »Nein, zum Teufel, das ist mein Spiel. Außerdem geht es um das Leben von Jane Collins. Für mich ist jede Sekunde kostbar.« Ich ging zur Tür. »Zieh dich an, Suko, in einer halben Stunde habe ich alles, was ich wissen will.«

***

Sir Randolph Norfolk saß gebeugt hinter dem Lenkrad. »Wenn wir hier heil aus der Stadt kommen«, sagte er, »dann…« Er wußte nicht mehr weiter, sondern drehte den Kopf und schaute Jane an.

Sie hockte auf dem Beifahrersitz. Der Geruch von teurem Leder kitzelte ihre Nase oder das, was man bei ihr als Nase bezeichnen konnte. Sie dachte und fühlte wie ein Mensch. Die Geschmacks- und Geruchsnerven waren ebenso vorhanden wie vorher, ihre Gefühle waren die gleichen geblieben, und doch war sie ein Monster. Eine Horror-Gestalt, vor der die Menschen flüchteten Jane hatte ein Tuch im Wagen gefunden und es sich provisorisch über den häßlichen Totenschädel gebunden.

Wenn sie an einer Ampel stoppen mußten, ging Jane immer auf Tauchstation. Die Scheiben bestanden zwar aus einer Colorverglasung, doch man konnte in den Wagen hineinschauen.

Über die Hackney Road wollten sie London in nordöstlicher Richtung verlassen. Sie hatten bereits die Vororte Holborn und Clerkenwell durchquert und näherten sich dem Stadtrand. Der Verkehr hatte merklich nachgelassen, so daß Jane und Sir Randolph aufatmeten.

Wie es weitergehen sollte, wenn sie einmal das Schloß erreicht hatten, das wußten sie beide nicht.

Jane dachte immer wieder an mich. Sie war sicher, daß ich sie erkannt hatte. Und sie wußte auch, daß ich eins und eins addieren konnte und irgendwann herausfinden würde, wo sie steckte. Jane hoffte es sogar. Dann wollte sie alles erklären. Falls sich bis dahin nichts anderes ereignet hatte.

Schon seit einigen Minuten spürte Jane die Unruhe in sich. Sie rutschte auf dem Sitz hin und her, bewegte ihre Hände, öffnete und schloß sie und war nervös wie selten.

Auch Sir Randolph fiel das auf. »Was ist mit Ihnen, Jane?«

»Ich weiß es auch nicht. Aber ich habe eine innere Unrast, wie ich sie überhaupt nicht kenne.«

»Wahrscheinlich brauchen Sie den Wein.«

»Was?«

»Ja, Sie haben doch gehört, was dieser Franzose gesagt hat. Sie oder wir werden nach dem Zeug gieren und alles dafür tun, um es zu bekommen.«

»Und Sie meinen, meine Unruhe wäre schon der Beginn?« fragte die Detektivin.

»Sicher.«

»O mein Gott, was mache ich da nur?«

»Erst einmal abwarten.«

»Sie haben gut reden.« Jane fühlte sich immer unwohler. Überall am Körper kribbelte es. Die Nervosität war kaum mehr zu bremsen. Sie kam sich vor wie eine Heroinsüchtige, die unbedingt einen Schuß

brauchte. Wie oft hatte Jane bereits mit jungen heroinsüchtigen Mädchen gesprochen, ihnen ins Gewissen geredet, von diesem Teufelszeug zu lassen, die Gier zu unterdrücken, und jetzt erlebte sie am eigenen Körper, wie schwer es ist, eine Sucht zu töten.

Jane kämpfte gegen dieses Gefühl an. Sie versuchte, nicht daran zu denken, stellte sich eine mit Frühlingsblumen bedeckte Wiese vor, einen lichten Herbstwald und dachte auch an die Stunden, die sie mit mir verbracht hatte.

Sir Randolph ahnte, was in der Detektivin vorging. »Okay«, sagte er, »Sie schaffen es. Halten Sie durch.«

»Sie haben gut reden!« stöhnte Jane.

»Ich spüre die verdammte Sucht ebenfalls«, keuchte der Mann. »Ich merke es an den Beinen. Das Kribbeln geht von den Zehenspitzen aus und pflanzt sich durch den gesamten Körper fort. Widerlich.«

»Können Sie denn noch fahren?« fragte Jane.

Sir Randolph lachte. »Ich muß!«

Sie hatten den Ort Westham bereits hinter sich gelassen und befanden sich auf der Schnellstraße, die geradewegs nach Ipswich führte. Nördlich von Chelmsford, der Hauptstadt der Provinz Essex, befand sich das Schloß. Wie Jane aus den Erzählungen ihres Begleiters wußte, sollte es in einem Park liegen. Eine verträumte Insel in der Hektik unserer Zeit.

Betrieb herrschte wenig. Die breiten Reifen des Rolls surrten über die Fahrbahn. Sir Randolph hatte den Automatikhebel auf die höchste Stufe gestellt. Der Wagen raste durch die Nacht wie ein Schatten. Sir Randolph fuhr schnell, viel zu schnell, aber er mußte so rasch wie möglich seinen Wohnsitz erreichen, sonst war alles alles.

Mitternacht war längst vorüber, und die erste Morgenstunde brach an.

»Wenn wir so weiterfahren, können wir es in einer knappen Stunde geschafft haben«, sagte Sir Randolph.

Jane nickte nur. Angespannt hockte sie auf dem Sitz. Das Gefühl der Sucht war ein wenig zurückgegangen, dafür spürte Jane ein Ziehen im Gesicht, so daß sie vermeinte, ihre Backenknochen würden sich ausdehnen.

Jane traute sich nicht, dort hinzufassen. Sie wollte gar nicht wissen, was mit ihr vorging.

Dann aber erfuhr sie es doch.

Sir Randolph warf ihr einen Blick von der Seite zu. »Jane!« rief er, »schauen Sie mal in den Spiegel!«

Die Detektivin blickte den Millionär erstaunt an. »Was soll ich, Sir?«

»In den Spiegel schauen! Sie werden sich wundern!«

Jane Collins klappte die Sonnenblende nach unten, so daß der Spiegel freilag.

Im ersten Moment schloß sie die Augen, weil sie dem Bild nicht trauen wollte. Doch als sie die Augen wieder öffnete, hatte es sich nicht verändert.

Im Gegenteil. Es war für Jane Collins noch positiver geworden.

Ihre Haut bildete sich zurück!

An der Stirn hatte es angefangen, wuchs hinunter über die Augenbrauen, formte die Nase, bedeckte die Oberlippe, bildete den Mund nach, die Ohren…

Dann stoppte der Vorgang. »Wie… wie ist das möglich?« flüsterte Jane.

»Ich weiß es nicht.«

Jane Collins reckte den Kopf. Sie wollte ihr Kinn sehen, doch da waren die bleichen Totenschädelknochen. Das Kinn und ein Teil des Unterkiefers blieben als bleiche Knochen bestehen. Sekundenlang schloß Jane die Augen, während sich in ihrem Kopf die Gedanken überschlugen.

Wieso bildete sich ein Großteil ihrer Haut zurück? Und warum geschah das gleiche nicht auch bei Sir Randolph? Wollte ihr dieser Gérard de Besançon einen Streich spielen? Bewirkte er vielleicht durch Fernhypnose diese Rückbildung?

Jane Collins zerbrach sich den Kopf darüber, doch sie kam zu keinem Resultat.

Dafür hatte Sir Randolph eine Erklärung. »Vielleicht kommt es daher, weil Sie weniger von dem Wein getrunken haben als ich.«

Jane schaute ihn an. »Glauben Sie?« Die Detektivin war völlig durcheinander.

»Möglich.« Sir Randolph Norfolk blickte stur geradeaus. Seine Knochenhände umkrampften das Lenkrad, der Totenschädel wirkte von der Seite her gesehen noch schauriger. Die starken Scheinwerfer leuchteten die Fahrbahn weit aus. Gegenverkehr herrschte so gut wie nicht, und darüber waren beide froh.

Jane fragte sich, wie alles weitergehen sollte. Ein Großteil ihres Gesichtes hatte sich zwar zurückgebildet, aber die Sucht nach dem Teufelstrank war geblieben. Sie wühlte in ihrem Innern, und als Jane intensiver darüber nachdachte, kam sie zu einem grauenhaften Ergebnis.

Falls sie es ohne diesen Trank nicht mehr aushielt – was ja durchaus möglich war –, dann würde sie irgendwann wieder einen Schluck von diesem Höllengebräu nehmen müssen. Und in dem Augenblick trat die Haut wieder zurück, und der Totenschädel bildete sich erneut.

Eine beklemmende Vision. Vielleicht auch Realität?

Während Jane über diese Möglichkeit nachdachte, rann ein Schauer nach dem anderen über ihren Rücken. Das durfte einfach nicht wahr sein, so etwas konnte doch nicht…

Ihre Gedanken stockten, da Sir Randolph die Geschwindigkeit drastisch verringert hatte. Die Straße war enger geworden. Sie führte durch ein Waldstück. Der Nachtwind fegte welke Blätter von den Bäumen und ließ sie im Licht der breiten Scheinwerferbahnen einen geisterhaften Tanz aufführen.

Eine Kurve.

Ziemlich eng, doch der Rolls packte sie. Dahinter verschwand der Wald. Rechts leuchteten die Lichter einer kleinen Ortschaft. Sie wirkten wie ein Gruß aus einer Welt, zu der sich Jane Collins nun nicht mehr hingezogen fühlte.

Sie öffnete ihre Handtasche und holte eine Zigarettenschachtel hervor. Tief saugte sie den Rauch ein. Damit wollte sie die Sucht nach dem Teufelstrank unterdrücken. In den letzten Minuten hatte sich dieses Gefühl wieder verstärkt.

Jane Collins befand sich in einem wahren Teufelskreis. Für sie war es nur noch eine Frage der Zeit, wann sie wieder mit einem Totenschädel herumlaufen würde.

»Wie lange müssen wir noch fahren?« fragte sie.

»Es ist nicht mehr allzu weit. Wir biegen kurz vor Chelmsford ab und nehmen einen Schleichweg. Das ist sicherer. In der Nähe der Stadt herrscht auch nachts viel Betrieb. Ich…«

Sir Randolph sprach nicht mehr weiter, dafür drang ein Fluch über seine Lippen.

»Was ist?« fragte Jane.

»Da, sehen Sie. Das Rotlicht und die Lichterkette daneben. Wissen Sie, was das bedeutet, Jane?«

»Ja«, flüsterte die Detektivin. »Wir geraten in eine Polizeikontrolle…«

***

Es gibt Augenblicke, da bin ich heilfroh, einen Sonderausweis zu besitzen. Er ist vom Innenminister ausgestellt worden und gibt mir auch die Vollmachten, im großen Rahmen operieren können.

Es kostete mich nur einen Telefonanruf, um herauszubekommen, wo Sir Randolph Norfolk seinen Wohnsitz hatte. Ein weiterer Telefonanruf, und ich bekam die Nummer seines Wagens.

Jetzt griff ich zum drittenmal zum Hörer. Ich hatte zuvor nachgerechnet und war zu dem Ergebnis gekommen, daß der Rolls an Chelmsford noch nicht vorbei sein konnte. Die zuständigen Beamten sollten eine Polizeisperre errichten und den Wagen auf jeden Fall stoppen.

Es dauerte etwas, bis die Sache ins Rollen kam, dann aber hatte ich die nötigen Anweisungen gegeben.

Anschließend nahm ich den Einsatzkoffer mit und lief hinüber zu Suko.

Er stand schon bereit.
»Alles okay?« fragte er mich.
»Ja.«
»Wir fahren zu Norfolk?«
Ich nickte. »Die Adresse kenne ich. Außerdem habe ich veranlaßt, daß eine Polizeisperre aufgebaut worden ist. Jane und Norfolk müssen gestoppt werden.«
»Die Polizisten werden sich wundern«, sagte Suko.
»Tut mir leid, aber das kann ich auch nicht ändern. Außerdem sind wir auch bald da.«
»Willst du fliegen?«

***

Jane Collins wurde nervös. »Was wollen Sie tun?« rief sie. »Wir können doch nicht anhalten. So wie wir aussehen.«
»Ich weiß. Aber wir müssen durch!«
»Und wie?«
»Mit Gewalt!«
»O mein Gott.« Jane starrte durch die Scheibe. Der Rolls fuhr jetzt noch langsamer. Die Detektivin sah zwei Polizisten mitten auf der Fahrbahn stehen. Die Männer schwenkten rote Kellen. Stoppsignale, die nicht zu übersehen waren. Zwei Streifenwagen parkten am Rand der Straße. In Fahrtrichtung Chelmsford.
Es würde verdammt schwer werden, da durchzukommen. Wenn nicht sogar unmöglich.
Die Detektivin ballte die Hände zu Fäusten. Vor lauter Aufregung grub sie die Fingernägel tief in das Fleisch ihrer Handballen.
Vielleicht noch hundert Yards, dann kam die Entscheidung.
Sie wußte nicht, was sich rechts und links der Straße befand. Alles lag im Dunkeln, und sie dachte, daß Sir Randolph durchrasen würde.
Aber er reagierte anders.
Der Millionär riß den Wagen plötzlich nach links, fegte ihn von der Straße. Für den Bruchteil einer Sekunde sah Jane das erschrockene Gesicht eines jungen Polizisten, wie er soeben noch zur Seite hechtete. Ein immenser Stoß schüttelte den schweren Rolls-Royce durch. Er sprang mit dem Heck hoch und überwand tatsächlich den Straßengraben. Sekunden später wühlten die Räder in lehmigem Ackerland. Der Motor heulte in hohen Drehbereichen, als Sir Randolph weiter auf das Gaspedal drückte.
Der Rolls kam frei. Wie ein Irrwisch jagte Sir Randolph über den Acker. Er hockte gebeugt hinter dem Lenkrad. Sein bleicher Totenschädel schimmerte. Steine und harte Dreckklumpen knallten gegen den Boden des Rolls.
»Wir müssen hier durch!« schrie Sir Randolph. »Irgendwann

erreichen wir die Straße, von der ich gesprochen habe.«

Jane Collins nickte nur. Dann warf sie einen Blick zurück.

Die Streifenwagen hatten die Verfolgung aufgenommen. Auch sie rasten nebeneinander über den umgepflügten Acker. Die langen Scheinwerferlanzen tanzten auf und ab. Die beiden Fahrer wollten den Rolls in die Zange nehmen.

Jetzt kam es darauf an, wer der bessere Lenkradartist war.

Jane Collins traute Sir Randolph nicht viel zu. Allein deshalb, weil er sich normalerweise immer fahren ließ. Aber jetzt mußte er beweisen, was in ihm steckte.

Er fuhr nicht mit Gefühl, sondern mit Gewalt, strapazierte den Luxusschlitten bis an die Grenze der Leistungsfähigkeit. Der Wagen jagte durch tiefe Ackerfurchen, warf Dreckklumpen hoch, erreichte ein Stoppelfeld und walzte mit breiten Reifen darüber.

Aber die Streifenwagen holten auf!

Die Polizisten waren die geschickteren Fahrer, besaßen wesentlich mehr Routine und hatten außerdem den Vorteil, zu zweit zu sein. Gespenstisch drehte sich das Rotlicht auf den Dächern der Wagen, zuckte wie ein Blutstrahl über das brachliegende Land und fuhr plötzlich wie ein Geisterfinger in das Innere des Rolls.

Jane riß den Kopf nach rechts.

Da kam der erste Wagen.

Scheinwerfer blendeten auf, übergossen den Innenraum des Wagens mit ihrer blendenden Lichtfülle.

Jane schloß instinktiv die Augen.

Sir Randolph fluchte. Jagte aber weiter. Trieb den Wagen zu einer noch höheren Geschwindigkeit an, hielt das Lenkrad jedoch nur mit einer Hand, da er die andere dazu benötigte, seine Augen abzuschirmen.

»Die Schweine!« schrie er. »Diese verdammten Schweine. Warum lassen Sie uns denn nicht in Ruhe?«

»Vorsicht!« brüllte Jane. »Neben uns!«

Sir Randolph warf einen Blick nach links, an Jane Collins vorbei. Und auch er sah den Polizeiwagen, der sich auf gleicher Höhe befand. Ein Beamter kurbelte das Seitenfenster nach unten, streckte seinen Kopf heraus und schrie etwas, was niemand verstand.

Jane wandte ihm das Gesicht zu. Wenn der Polizist nicht blind war, mußte er sehen, was mit ihr geschehen war.

Und er sah es.

Weit riß er die Augen auf. Erschrecken zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. Er rief irgend etwas seinem Kollegen zu, dann aber reagierte Sir Randolph.

Hart riß er den Wagen herum.

Die breite Kühlerfront des Rolls bohrte sich in die Flanke des

Streifenwagens. Alles ging so schnell, daß die Polizisten nicht mehr dazu kamen, irgend etwas dagegen zu tun.

Blech knallte gegen Blech, riß kreischend. Die breite Stoßstange des Rolls-Royce sägte in die Tür des Streifenwagens. Menschen kippten wie Puppen durcheinander.

Schreie! Glas splitterte. Der viel leichtere Streifenwagen wurde hochgehoben, bekam das Übergewicht und fiel zur Seite. Laut heulte der sonst sanft laufende Motor der Rolls-Royce.

»Okay!« knirschte Sir Randolph.

Dann riß er den Wagen zurück. Die Schnauze wühlte sich aus dem Blech des Streifenwagens heraus. Der rechte Scheinwerfer war hin, nur noch der linke brannte.

Jane und Sir Randolph war nichts geschehen. Die Gurte hatten sie gehalten.

Die Detektivin hoffte nur, daß die Polizisten auch mit dem Leben davongekommen waren.

Aber noch war der zweite Streifenwagen da.

Er stoppte.

Die Beamten sprangen heraus. Und sie hielten Waffen in ihren Händen.

Sie schossen!

An den Mündungen blitzte es auf. Kugeln sägten in die untere Karosserie. Die Männer zielten auf die Reifen, wollten den Rolls zum Stehen bringen.

Sir Randolph schob den Automatikhebel nach vorn, gab Gas. Der Wagen machte einen Bocksprung. Norfolk kurbelte das Lenkrad herum. Die Reifen schleuderten Dreck und Getreidestummel hoch, und der schwere Wagen nahm Fahrt auf.

Eiskalt hielt Sir Randolph auf die Polizisten zu.

»Nein! Nicht!« schrie Jane.

Geduckt standen die Männer da. Schossen gezielt…

Der Luxuswagen war mit vielem ausgerüstet, jedoch nicht mit kugelsicheren Scheiben. Plötzlich zerbröselte die Frontscheibe. Das Projektil jagte hindurch und klatschte in den Totenschädel des Fahrers. Doch Sir Randolph zeigte keine Reaktion.

Er lachte. Und gab weiter Gas.

Fernlicht. Die Lichtfülle des linken Scheinwerfers hüllte die beiden Beamten ein, blendete sie.

»Drauf! Ich halte drauf!« brüllte der Millionär. Er war wie von Sinnen.

Der Rolls-Royce schoß vor.

Im letzten Augenblick sprangen die beiden Beamten zur Seite. Dicht an ihren Fußspitzen rasierten die schweren Reifen vorbei. Sir Randolph gab dem Lenkrad einen leichten Schwenk und tickte mit

seiner Rammstange den Kotflügel des Streifenwagens an. Das Blech verbog sich und schlitzte den Reifen auf. Für die Polizisten war es unmöglich, mit diesem Wagen die Verfolgung aufzunehnen.

Freie Fahrt aber für den Rolls.

Sir Randolph lachte. Er schlug mit einer Skeletthand auf den Rand des Lenkrades und rief: »Wir haben es geschafft. Wir haben es geschafft.«

Jane teilte den Optimismus nicht. Sie hatten eine Schlacht gewonnen, aber nicht den Krieg. Die Detektivin fühlte sich äußerst unwohl. Viel lieber hätte sie sich gestellt und auf John Sinclair gewartet. So aber steckte sie mittendrin.

Brutal trieb Sir Randolph seinen Wagen weiter über das Stoppelfeld. »Gleich«, sagte er, »gleich haben wir es geschafft. Wenn wir erst im Schloß sind…«

»Was machen wir dann?« fragte Jane.

Sir Randolph kicherte. Es war ein böses, diabolisches Lachen, und Jane wurde das Gefühl nicht los, daß sich dieser Mann neben ihr in den letzten Minuten stark verändert hatte. Der Teufelstrank hatte den Mann zu einem Diener des Bösen gewandelt. Bei ihm war die teuflische Saat aufgegangen.

»Sie haben meine Frage noch immer nicht beantwortet«, erinnerte Jane den Millionär.

Er lachte wieder. »De Besançon ruft uns«, flüsterte er. »Er will etwas von uns. Und wir werden zu ihm fahren.«

»Aber er wohnt in Frankreich.«

»Na und? Hinter meinem Schloß steht eine Maschine. Sie ist aufgetankt und braucht nur gestartet zu werden. Damit fliegen wir nach Frankreich. Okay?«

»Ja, okay.«

Jetzt, da die Gefahr vorbei war, spürte Jane auch wieder den Drang in sich hochsteigen, in die Nähe des geheimnisvollen Fremden zu gelangen. Denn nur er hatte den Trank, nach dem sie so gierte. Und da Sir Randolph ein Flugzeug besaß, konnte nichts mehr schiefgehen.

Sie erreichten die Straße. Noch einmal jagte Sir Randolph den Rolls über einen Graben. Auch das vertrug der Wagen.

Dann preschten sie auf einer schmalen Straße weiter.

»In wenigen Minuten erreichen wir schon meine Ländereien«, erklärte der Millionär. »Und dann ist es nicht mehr weit bis zum Schloß.«

Rücksichtslos scheuchte Sir Randolph den Rolls durch enge Kurven. Er dachte überhaupt nicht an Gegenverkehr, sondern jagte weiter. Rechts und links flogen die dicht nebeneinander stehenden Bäume wie dunkle Wände vorbei.

Immer wieder schaute Jane auf ihre Uhr. Die Polizisten würden

Verstärkung holen, das war klar. Die Detektivin kannte sich aus. Die Beamten würden einen dichten Ring um das Schloß ziehen. Wenn es ihnen nicht gelang, schon vorher zu fliehen, war alles umsonst.

Wie ein Spinnennetz zogen sich die Brüche durch die breite Frontscheibe des Rolls-Royce. Die Sicht war schlecht, aber Sir Randolph kannte hier jeden Stein.

Die Minuten verrannen.

Janes Gier wurde immer stärker…

***

Und noch ein Wagen raste durch die Nacht.

Ein schwerer Bentley. Silbermetallicfarben. Ein Geschoß. Hinter dem Lenkrad saß ich.

Es kam auf jede Sekunde an. Mein gesamter Körper hatte sich in völlige Konzentration verwandelt. Es ging um Jane Collins, um die Frau, die ich liebte.

Schon einmal hatte ich um ihr Leben gebangt. Vor einem halben Jahr etwa hatten wir einen Fall in Griechenland zu lösen. Dort war Jane von einem Mann namens Azarin fast erstochen worden, und sie hatte die Schwelle zum Tod schon überschritten, als sie durch eine wundersame Heilung wieder ins Leben zurückgeholt wurde.

Damals hatte ich ebenfalls gezittert. Heute lebte sie. Aber wie. Mit einem Totenschädel. Eine grausame Vorstellung.

Ich fragte mich, in welch eine Falle Jane Collins da gestolpert war. Doch es hatte keinen Zweck, sich durch Zweifel verrückt machen zu lassen. Ich mußte den Fall möglichst emotionslos angehen.

Große Hoffnungen setzte ich auf die Polizeisperre. Hoffentlich gelang es den Beamten, den Wagen zu stoppen, und das natürlich ohne Blutvergießen.

Es gab zu viele Wenn und Aber in diesem Fall. Suko und ich hatten nicht aktiv eingreifen können. Das empfand ich als schlimm.

Mein chinesischer Partner hatte keine großen Fragen gestellt. Zu abgeklärt war Suko inzwischen geworden. Wenn er an meiner Seite kämpfte, hatteich jemanden, auf den ich mich hundertprozentig verlassen konnte.

Der Bentley fraß Meile um Meile. Die breiten Reifen schienen auf der Fahrbahn zu kleben. Dann aber bekamen wir Nebel. Er hing ziemlich tief, kroch geisterhaft über die Fahrbahn und tanzte in durcheinanderwirbelnden Wolken im Licht der Scheinwerfer.

»Shit!« fluchte ich und ging zwangsläufig mit der Geschwindigkeit herunter.

Suko sah die Sache gelassener. »Wir haben Oktober«, erinnerte er mich. »Da mußt du mit Nebel rechnen.«

»Ausgerechnet heute.«

Zum Glück wurde das Zeug nicht dichter. Im Gegenteil, es verschwand sogar wieder und war nur dann vorhanden, wenn irgendwo in der Nähe der Straße ein Bach vorbeifloß.

Ich gab wieder Gas. Und der Bentley kam. Ein schnelles, rollendes, bequemes Wohnzimmer. Ein Wagen, den ich mir nur leisten konnte, weil ich keine anderen Hobbys hatte. Und etwas muß der Mensch ja haben.

Suko schaute auf der Karte nach. »Wir haben es bald gepackt«, meldete er.

»Wie weit noch?«

»Zwanzig Meilen vielleicht.«

»Okay.«

Die Strecke schaffte ich mit links. Wenige Minuten später sah ich bereits die Lichter der Polizeisperre. Rote und gelbe Warnlampen flackerten, aber nicht nur in Höhe der Straße, sondern auch links auf den Feldern.

Da stimmte etwas nicht!

Ich fuhr langsamer. Als wir näher kamen, hatte ich das Gefühl, sämtliche Polizisten von Chelmsford wären auf den Beinen. Es wimmelte nur so von Beamten. Soeben fuhr ein Wagen der Ambulanz weg. In meinem Magen krampfte sich etwas zusammen. Sollte Jane Collins es nicht geschafft haben? Hatten die Beamten durchgedreht?

Suko ahnte, was in mir vorging. Mit ruhiger Stimme sagte er: »Erst einmal schauen, was passiert ist, John.«

Ich nickte und ließ den Bentley ausrollen.

Rasch war ich draußen. Sofort traten zwei Beamte auf Suko und mich zu, und ich zückte meinen Sonderausweis.

Die Männer salutierten.

»Wer ist der Einsatzleiter?« fragte ich.

»Commissioner Sanders«, bekam ich zur Antwort.

»Danke. Wo finde ich ihn?«

Einer der Beamten deutete auf das Feld. »Dort, Sir.«

Suko und ich stiefelten los. Der umgepflügte Ackerboden war weich. Lehm verschmierte schon bald unsere Hosenbeine. Commissioner Sanders gab lautstarke Kommandos. Scheinwerfer leuchteten das Feld ab. Ich sah einen umgestürzten Streifenwagen.

Ich blieb hinter Sanders stehen und tippte ihm auf die Schulter. Wie ein Kreisel fuhr er herum.

»Ja?« bellte er.

»Mein Name ist John Sinclair«, stellte ich mich vor und präsentierte wiederum den Ausweis.

Sanders' Miene hellte sich auf. Er reichte mir gerade bis zu den Schultern, hatte ein rundes Gesicht und eine regelrechte Himmelfahrtsnase. Auf dem Lackschirm seiner Mütze spiegelte sich

das Licht.

»Dann haben Sie den Einsatz hier veranlaßt?« fragte er.

»Genau. Bitte berichten Sie.«

Ich erfuhr, was auch die Polizisten wußten. Als ich hörte, daß Jane und Sir Randolph entkommen waren, atmete ich innerlich auf. Sanders merkte nichts davon.

Der Commissioner war erregt. »Die müssen wahnsinnig gewesen sein«, sagte er mit lauter Stimme. »Wer greift schon einen Polizisten Ihrer Majestät an. Außerdem haben mir meine Leute erzählt, hinter dem Lenkrad hätte ein Fahrer mit einem Totenschädel gesessen. Entweder sind meine Leute verrückt oder überarbeitet. Was sagen Sie dazu?«

Ich hob nur die Schultern. Dann fragte ich: »Eine Verfolgung haben Sie nicht aufgenommen?«

»Nein. Es sind zwar im Umkreis von dreißig Meilen Straßensperren errichtet worden, aber wie mir einer der Beamten sagte, sind die beiden mit Sir Randolph Norfolks Wagen gefahren.«

»Und er selbst?«

»Keine Ahnung«, erwiderte der Commissioner.

»Wo wohnt Sir Randolph?«

Sanders schaute mich an wie ein Kind den Weihnachtsmann. »Meinen Sie, Sir, wollen Sie…?«

»Ja, ich will zu ihm.«

»Aber Sir Randolph ist…«

Ich war es leid. »Und wenn er der Kaiser von China wäre. Hier geht es um Menschenleben. Wo kann ich ihn finden?«

Der Commissioner hatte noch Einwände, die ich jedoch zur Seite wischte. Dann erklärte er mir den Weg.

Ich bedankte mich.

»Und Sie wollen wirklich zu ihm?« fragte Sanders noch einmal.

»Ja.«

Sanders wußte nicht, was er machen sollte. Ich nahm ihm die Entscheidung ab. »Sie können ja später nachkommen«, schlug ich vor. »Aber nehmen Sie sich in acht. Es könnte…« Ich schwieg, weil ich schon zuviel gesagt hatte.

Suko und ich gingen wieder quer über den Acker. Die Türen des Bentleys standen noch offen.

»Glaubst du, daß wir in dieser Nacht das Rätsel noch lösen werden?« fragte Suko.

Ich gab Gas. »Das hoffe ich. Und ich hoffe auch, daß Jane noch nicht so besessen ist, daß sie bereits auf der anderen Seite steht…«

***

Selbst in der Dunkelheit sah Jane Collins, wie gepflegt der große

Park war. Kiesbestreute Wege durchschnitten ihn. Es gab Blumenrabatten, Rondells mit Steinfiguren, kleine Teiche und Springbrunnen. Eine breite Einfahrt führte zum Schloß hoch.

In der Nacht wurde es von zwei Strahlern am West- und Ostflügel angeleuchtet. Das Schloß erinnerte Jane an ein prunkvolles Herrenhaus. Die Fassade war ziemlich glatt, wie sie sehen konnte, und hatte zahlreiche Fenster. Das große Portal hätte einem Dom zur Ehre gereicht.

Sir Randolph steuerte nicht auf den Eingang zu, sondern fuhr am Westflügel vorbei.

»Wir nehmen den Westeingang«, sagte er, »das ist sicherer.«

»Können wir nicht direkt in die Maschine steigen?« fragte Jane.

Sie waren unterwegs zu dem Entschluß gekommen, daß sie auf dem schnellsten Weg nach Frankreich fliegen wollten. Die Sucht war auch in Sir Randolph stärker geworden. Er gierte jetzt nach dem verdammten Elixier.

Der Millionär schüttelte den Kopf. »Nein, ich möchte noch etwas holen. Ein paar Kleidungsstücke und auch Bargeld.«

»Okay, aber beeilen Sie sich.«

»Geht klar.« Der Wagen stoppte. »Wollen Sie nicht mit hineinkommen?« fragte Sir Randolph.

Jane überlegte. »Nein, ich bleibe lieber hier draußen im Wagen.«

»Gut.«

Doch die Detektivin stieg ebenfalls aus. Sie sah, wie Sir Randolph auf das Haus zuschritt und eine Tür aufschloß.

Dann war Jane allein. Sie schaute sich um. Hinter dem Schloß gab es eine freie Fläche. Der Rasen war wohlgestutzt, und kein Maulwurfshügel bildete eine Stolperfalle. Glatt wie eine Landebahn, dachte Jane.

Das war es. Eine Landebahn! Als Jane sich weiter von dem Wagen entfernte, sah sie die Umrisse einer Maschine. Sie kannte sich einigermaßen bei Flugzeugtypen aus und stellte fest, daß sie es hier mit einer zweimotorigen Cessna zu tun hatte.

Geflogen war die Detektivin noch nie, aber als sie jetzt an das Flugzeug heranging, spürte sie doch den Drang, sich in das Cockpit zu setzen und loszufliegen.

Sie konnte sich auch nicht erklären, wieso dieses Gefühl plötzlich da war. Irgend jemand mußte es ihr eingegeben haben, denn sie hörte eine Stimme in ihrem Gehirn, die sie aufforderte einzusteigen.

Jane Collins fand sich im Dunklen ausgezeichnet zurecht. Ihr war das Flugzeug plötzlich so vertraut, als hätte sie es schon immer geflogen.

Sie öffnete die Einstiegstür.

Die Luft im Pilotenraum roch nach Öl. Doch jetzt fegte frischer Wind in die Kanzel. Jane zog den Kopf ein und setzte sich auf den

Pilotensitz.

Tief atmete sie durch.

Da war wieder die Stimme in ihrem Hirn. Sie lobte Jane und gab ihr dann zu verstehen, sich alles anzuschauen.

Jane überprüfte mit der Routine eines Profis das Armaturenbrett zum Instrumentenflug. Der Steuerknüppel sah aus wie ein langgestrecktes U. Sie sah den Kursanzeiger, den Horizontkreisel, die Borduhr, den Kursgeber, den Flugzeugkompaß, den Treibstoffanzeiger und all die anderen Armaturen und Meßgeräte, die alle ihre Funktion hatten und ungeheuer wichtig waren.

Sie streckte ihre Beine vor und stellte die Füße auf das Seitensteuerungspedal.

Besonders interessierte sie der Zündschalter. Damit würde sie die Maschine starten.

Jane schaute durch die breite Scheibe.

Dunkelheit.

Auf einer unbeleuchteten Landebahn zu starten, bedeutete ein ungeheures Risiko. Aber wenn sie hier wegwollten, hatten sie keine andere Wahl.

Jane hatte die Einstiegstür nicht zugezogen, deshalb zuckte sie auch zusammen, als sie vor dem Haus das Zuschlagen einer Wagentür vernahm.

Jemand war gekommen.

Jane Collins lauschte.

Sie hörte eine Stimme, und es durchfuhr sie wie ein Schlag. Die Stimme gehörte John Sinclair.

Plötzlich wußte Jane, daß sie nicht mehr auf Sir Randolph Norfolk warten würde. Sie zog die Tür zu, und ihre Finger näherten sich dem Zündschalter…

***

Wir fuhren durch den Park und spürten nichts von einer Veränderung. Alles wirkte ruhig – völlig normal.

Die Scheinwerfer strichen über gepflegte Beete, vorzüglich gestutzte Büsche, über Blumenrabatten und glitzerten in den Fontänen kleiner Springbrunnen.

»Die Ruhe vor dem Sturm«, bemerkte Suko sehr treffend.

Die Reifen mahlten über den Kies, zerdrückten ihn manchmal, so daß die Körner nach allen Seiten wegspritzten. Nicht ein Lichtschimmer leuchtete hinter den zahlreichen Fenstern. Alles wirkte ruhig, wie tot. Ich sah auch keinen Wagen, aber daß wollte nichts heißen. Sir Randolph Norfolk konnte seinen Rolls ebensogut hinter dem Schloß abgestellt haben.

Wir fuhren bis dicht vor das Eingangsportal und stoppten dann.

Dumpf schwappten die Türen in die Schlösser, als wir ausstiegen.

Drei breite, geschwungene Stufen führten zur Tür hoch. Ich suchte nach einer Klingel und fand sie im Mauerwerk eingelassen.

Ich drückte den Knopf. Lange ließ ich meinen Daumen darauf liegen.

Zuerst geschah nichts. Dann ging irgendwo im Haus das Licht an, und wenig später hörten wir Schritte.

Die Tür wurde geöffnet. Ein baumlanger Mann starrte uns an. Er trug einen Morgenmantel und einen blasierten Gesichtsausdruck zur Schau. Er sagte mit erhobener Stimme: »Wer wagt es, mitten in der Nacht…?«

Ich ließ ihn nicht ausreden. »Ist Sir Randolph im Haus?«

»Nein, Sir. Aber auch wenn er es wäre, würde ich Sie trotzdem nicht einlassen. Dies ist keine Stunde…«

Der Kerl ging mir auf den Zwirn. »Gestatten Sie, daß ich mich selbst davon überzeuge«, sagte ich und schob den Hausgeist kurzerhand zur Seite.

Er war völlig konsterniert. Ehe er reagieren konnte, befand ich mich bereits in der Halle. Auch Suko war mir gefolgt. Dann aber besann sich der Diener auf seine Pflichten. An der Schulter wollte er mich herumziehen.

Dagegen hatte Suko etwas. Er packte den Mann an den Hüften, hob ihn hoch und setzte die zappelnde und zeternde Person kurzerhand auf den Kaminsims.

»Polizei!« kreischte der Diener. »Polizei…«

»Die ist schon hier«, rief ich. »Scotland Yard.«

Sein Mund klappte zu.

»Wo ist also Sir Randolph?«

»Ich weiß es nicht, Sir, er hat sich in dieser Nacht noch nicht in diesem Hause sehen lassen. Er weilt in London, wollte zu einer Auktion und wahrscheinlich in seiner Stadtwohnung übernachten.«

»Er ist aber nicht…«

Ich stand plötzlich steif da. Ein knatterndes Brummen durchbrach die Stille der Nacht. Da die Tür noch offenstand, hörten wir es deutlich.

»Verdammt, ein Flugzeug!« rief Suko.

Ich hatte schon einen Entschluß gefaßt. »Bleib du hier!« rief ich Suko zu und spurtete los…

***

Diesmal nahm ich die drei Stufen mit einem Satz. Wie ein Panther flog ich durch die Luft, kam federnd auf und sprintete sofort weiter.

Der Motorenlärm war lauter geworden. Diese Geräusche kannte ich nur zu gut. Sie entstanden, wenn sich eine Maschine warmlief. Und das mußte hinter dem Schloß geschehen.

Die verdammte Dunkelheit machte mir zu schaffen. Das aus der Eingangstür fallende Licht reichte soeben aus, um die Stufen zu

beleuchten. Einen Schritt weiter schon versickerte es in der Finsternis.

Dieser Sir Randolph Norfolk wollte also das Weite suchen. Und natürlich schleppte er Jane mit. Wahrscheinlich sogar gegen ihren Willen. Wenn ich es eben schaffte, mußte ich dies verhindern.

Ich rannte um das Schloß herum. Erst als ich lief, wurde mir bewußt, wie lang der Kasten war.

Und dann sah ich die Maschine. Die Positionsleuchten brannten, zwei Motoren machten einen höllischen Lärm. Noch stand das Flugzeug – noch hatte ich eine Chance, den Pilot aus seinem Cockpit zu holen.

Doch das Schicksal spielte mir einen Streich.

Das Flugzeug rollte an.

Es war Wahnsinn, in der Dunkelheit zu starten. Auch wenn man das Gelände kannte. Irgendwann würde eine Tragfläche gegen einen Baum rasieren, und dann war alles aus.

»Stehenbleiben!« brüllte ich. »Mein Gott, bleiben Sie stehen!«

Niemand hörte mich oder wollte mich hören. Die Maschine gewann an Fahrt, war jetzt ebenso schnell wie ich. Noch einmal legte ich zu. Vielleicht schaffte ich es doch – vielleicht…

Ich keuchte. Meine Beine schienen den Boden kaum zu berühren. Zum Greifen nah sah ich plötzlich die Positionsleuchten am Heck. In einer impulsiven wilden Bewegung streckte ich den rechten Arm. Meine Finger rutschten über das Metall. Der Fahrtwind zerzauste mir die Haare. Vor mir sah ich die linke Tragfläche in der Dunkelheit schimmern.

Es war ebenfalls Wahnsinn, was ich tat, aber ich war besessen von dem Gedanken, das Flugzeug zu stoppen.

Ich schaffte es nicht.

Plötzlich wurde die Maschine schneller. Überlaut dröhnte das Motorengeräusch in meinen Ohren. Ich rutschte aus, konnte mich nicht mehr fangen und fiel hin.

Geschlagen lag ich auf der feuchten Erde, während das Flugzeug davonrollte. Noch im Liegen beobachtete ich weiter, erwartete jeden Moment einen berstenden Knall, eine Explosion – nichts davon geschah.

Die Maschine startete in der Tat. Und das, ohne einen Baum zu berühren.

Mit dem Handrücken wischte ich mir über die Stirn. Sie war schweißnaß. Immer höher schraubte sich das Flugzeug in die Luft, drehte noch eine Schleife und flog in südwestliche Richtung davon. Etwas, was ich kaum für möglich gehalten hatte, war eingetreten. Ein Start in der Dunkelheit, ohne daß etwas passierte.

Unmöglich? Vielleicht. Aber ich hatte mir abgewöhnt, das Wort unmöglich in den Mund zu nehmen. Unter Umständen wurde der Pilot durch Schwarze Magie gelenkt. Sie machte vieles möglich, das hatte

ich im Laufe der Zeit oft erfahren.

Sir Randolph Norfolk und Jane Collins waren entkommen. Ich spielte mit dem Gedanken, die Flugüberwachung zu alarmieren. Aber das hätte nur Unruhe gegeben. Vielleicht sollte man nur den Kurs über Radar verfolgen. Dies erschien mir die beste Möglichkeit zu sein.

Doch meine Überlegungen wurden in den nächsten Sekunden zerstört, als ich auf ziemlich drastische Weise die Wahrheit erfuhr.

Eine Fensterscheibe splitterte.

Ich wirbelte herum, sah zu dem jetzt erhellten, aber auch zerstörten Fenster hin und erkannte Suko, der sich gegen zwei Männer zur Wehr setzte.

Ich kam nicht dazu, ihm zu helfen.

Ein Scheinwerfer flammte auf dem Dach des Gebäudes auf, strich mit seinem Strahl durch die Dunkelheit und streifte auch mich.

Im gleichen Moment fiel ein Schuß.

An dem peitschenden Klang erkannte ich ein Jagdgewehr. Ich hörte die Kugel pfeifen, so dicht strich sie an meiner Stirn vorbei.

Sofort warf ich mich zu Boden, rollte mich dabei ein paarmal um die eigene Achse und riß meine mit geweihten Kugeln geladene Beretta hervor.

Den Standort des heimtückischen Schützen erkannte ich nicht, zog aber unwillkürlich den Kopf ein, als das Gewehr zum zweitenmal aufpeitschte. Diesmal lag der Schuß schlechter.

Dann knallte eine Tür zu.

Ich sprang auf und hetzte im Zickzack auf das Haus zu, um in den toten Winkel zu gelangen.

Der breite Scheinwerferstrahl geisterte noch immer durch die Gegend und riß jetzt auch einen Teil der schnurgeraden Landebahn aus der Dunkelheit.

Ich sah, daß die Bäume an den Seiten abgeholzt waren. Wild wurde der Scheinwerfer geschwenkt. Da ich jedoch schon zu dicht an der Hauswand war, streifte er mich nicht einmal.

Ich rechnete nach. Mit vier Gegnern hatten wir es mindestens zu tun. Die beiden Kerle, die mit Suko gekämpft hatten, dann der Typ, der mich als Zielscheibe nahm, und last not least der Knabe am Scheinwerfer. Das Verhältnis paßte mir keineswegs.

Wahrscheinlich wußten die Leute gar nicht, auf was sie sich da eingelassen hatten. Sie hielten uns sicherlich für Einbrecher. Diesen Irrtum wollte ich so rasch wie möglich bereinigen.

Dicht an der Wand entlang lief ich um die Ecke herum und näherte mich dem Haupteingang. Von der Seite her sprang ich auf die oberste Stufe der Treppe. Nach wie vor stand die Tür offen, und ein breiter Lichtstreifen fiel nach draußen.

In der Halle schien sich niemand aufzuhalten, wenigstens hörte ich

keine dementsprechenden Geräusche.

Auf Zehenspitzen schlich ich in das Haus. Leer lag die Eingangshalle vor mir.

Eine gewundene Treppe führte in die oberen Etagen. Mit schußbereiter Waffe huschte ich durch die Halle, erreichte die Treppe und hatte gerade drei Schritte hinter mich gebracht, als ich einen Schrei vernahm.

Einen Herzschlag später rollte einer der Diener die Treppe hinunter. Er überschlug sich mehrere Male, schrie dabei weiter und wurde erst durch mich gestoppt.

Der Mann war kein Gegner mehr. Stöhnend blieb er liegen.

Von oben her vernahm ich Sukos Stimme. »Hat noch jemand Appetit auf einen kleinen Flug?«

Den schien niemand zu haben, denn mein Partner bekam keine Antwort.

Dafür rief ich ihn an. »He, Suko, was ist?« Ich lief einige Stufen höher.

Suko schaute mich an. Er hob die breiten Schultern. »Die Typen haben sich verbarrikadiert.«

»Aber wieso denn? Norfolk ist doch verschwunden.«

Suko schaute mich groß an. »Träumst du?«

Ich verstand nicht. Aber ich kam auch nicht mehr dazu, weitere Fragen zu stellen. Plötzlich ertönte ein gellender Schrei. Dann schlug eine Tür.

Ich raste die Treppe hoch.

Suko war schon vorgelaufen. Vom Gang her taumelte ihm ein Mann entgegen. Sein Gesicht war verzerrt. In seinen Augen las ich das Grauen, das er erlebt hatte.

An den Schultern bekam Suko den Mann zu packen. »Rede, was ist geschehen?«

Der Mann atmete schwer und würgte, aber er brachte keinen Ton hervor.

»Aus welcher Tür ist er gekommen?« fragte ich.

Suko deutete in den Gang hinein.

»Ziemlich weit hinten. Er muß seinen Boß gesehen haben.«

»Sir Randolph?«

»Wen denn sonst, John?«

Ich blieb stehen. »Dann ist Norfolk ja gar nicht abgehauen«, flüsterte ich, »sondern Jane Collins.« Ich sprach den Namen leise aus, trotzdem zuckte Suko zusammen.

»Himmel«, flüsterte er.

Ich schaute ihn an. »Wir müssen Norfolk kriegen«, sagte ich, »nur er kann uns sagen, wohin Jane geflogen ist.«

Suko sagte: »Wenden wir uns doch an den Butler.«

Er war schon älter, hatte ein zerfurchtes Gesicht und in aller Hast einen Anzug über die Schlafkleidung gestreift.

Ich stellte die Fragen, während Suko den Mann so herumdrehte, daß er mich anschauen mußte.

»Sir Norfolk ist hier?«

»Ja.«

»Und wo hält er sich auf?«

Der Mann deutete den Gang hinunter. »Im letzten Raum. Ich war dort, da kam er plötzlich herein. Es… es war schrecklich.«

»Wieso?«

»Er ist… er ist… ein Skelett!« Das letzte Wort schrie der Diener heraus. Dann verdrehte er die Augen und sackte zusammen. Suko fing ihn auf.

»Der Anblick des Schloßherrn scheint wohl nichts für schwache Nerven zu sein«, bemerkte der Chinese trocken und lehnte den Ohnmächtigen mit dem Rücken gegen die Wand.

»Wer hat auf mich geschossen?« wollte ich wissen.

Suko zuckte die Achseln. »Keine Ahnung. Aber dieser Knöcherne war es nicht.«

»Und was ist mit den beiden, die dich in die Mangel nehmen wollten?«

»Schlafen tief und fest.«

Und das würden sie auch noch länger, denn ich kannte Sukos Narkosemittel.

So leise es ging, schritten wir durch den Gang. Bauten uns zu beiden Seiten der Tür auf und nickten uns zu. Suko hatte verstanden. Er würde mir Rückendeckung geben, während ich in den Raum hineinsprang.

Mit schußbereiter Waffe!

Ich legte meine rechte Hand auf die Klinke, atmete noch einmal tief durch und rammte dann wuchtig die Zimmertür auf. Wie ein Geschoß flog ich in den Raum, tauchte sofort zur Seite weg, fiel zu Boden und rollte bis an das Bett.

Das Zimmer war leer.

Niemand lauerte im toten Winkel. Aber das zweiflügelige Fenster stand offen. Der Nachtwind fuhr in den Raum und blähte die hellen Gardinen. Wie Schleier trieb er sie ins Zimmer.

Suko stürmte an mir vorbei zum Fenster. Er fetzte die Gardinen zur Seite und schaute nach draußen.

Und da krachte der Schuß.

Der Chinese zuckte zusammen, wurde zurückgestoßen, drehte sich, und seine rechte Gesichtshälfte war plötzlich voller Blut.

»Suko!« schrie ich.

Schwer fiel mein Partner in einen Sessel. »Verdammt!« keuchte er,

»ein Streifschuß. Dieser Kerl lauert im Dunkeln.«

»Wer?« fragte ich und löschte gleichzeitig das Licht.

Suko preßte sich ein sauberes Taschentuch auf die Wunde. »Habe ich nicht genau erkennen können, aber er schießt wie ein Teufel.« Der Chinese grinste. »Ein Streifschuß wirft mich nicht so leicht um.«

Ich schlich zum Fenster.

»Paß nur auf, daß du kein Blei fängst«, flüsterte Suko mir nach.

Die beiden Flügel ließen sich nach außen hin öffnen. Ich preßte mich links vom Fenster gegen die Wand und peilte mit einem Auge nach draußen. Der Scheinwerfer auf dem Dach brannte noch immer. Ein heller weißer Lichtkreis stand auf der Landebahn. Und irgendwo in der Dunkelheit lauerte der Schütze.

Es erschien mir zu gefährlich, aus dem Fenster zu klettern. Unser Gegner kannte die Position, er brauchte nur den richtigen Moment abzupassen, wenn ich auf der Fensterbank hockte.

»Na los, willst du hier festwachsen?« zischte Suko.

»Ich versuche es von außen.«

»Okay, dann halte ich hier die Stellung.«

»Und deine Verletzung?«

»Halb so schlimm.«

Es kam anders, als wir es uns ausgerechnet hatten. Urplötzlich huschte eine Gestalt durch den Lichtkreis. Obwohl ich sie nur für wenige Sekunden sah, erkannte ich doch den bleichen Totenschädel auf dem Hals des Mannes und das Gewehr, das er in der rechten Hand hielt.

Ich zögerte keine Sekunde mehr, stieg blitzschnell auf die Fensterbank und sprang.

Hart kam ich auf, rollte mich vorschriftsmäßig über die rechte Schulter ab und schnellte wieder auf die Füße. Solche Sprünge hatte ich bis zum Erbrechen geübt.

Schritte!

Sie jagten durch die Nacht. An den Geräuschen hörte ich, daß sie sich von der Landebahn entfernten.

Sofort nahm ich die Verfolgung auf. Meine Augen hatten sich inzwischen gut an die Dunkelheit gewöhnt. Ich machte Umrisse aus, sah Sträucher, einige Bäume – und einen schweren Wagen, der direkt bei den Bäumen parkte.

Soeben wurde die Fahrertür aufgerissen. Im Innern des Wagens flammte Licht auf.

In seinem Schein sah ich den Skelettierten!

Er bot einen schaurigen Anblick, hörte mich jetzt und wandte mir seinen widerlich grinsenden Totenschädel zu.

»Stehenbleiben!« schrie ich. »Keine Bewegung!«

Der Kerl dachte nicht daran. Er sprang vom Wagen weg und feuerte.

Die Kugel pfiff an mir vorbei und pflügte in den Boden.
Dann war ich an der Reihe.
Mein Silbergeschoß klatschte genau in den häßlichen Totenschädel, ehe der Unheimliche ein zweites Mal auf mich schießen konnte. Der Aufpralldruck schleuderte ihn zurück. Er fiel zu Boden, und im nächsten Augenblick löste sich ein gräßlicher Schrei aus seiner Kehle.
Gut und Böse prallten aufeinander. Das Silber würde seine Wirkung nicht verfehlen, dessen war ich mir sicher.
Ich erreichte das Monster mit raschen Schritten. Es wand sich im Gras und hatte beide Hände vor den Schädel gepreßt. Aus seinem Mund drang ein tiefes Stöhnen.
Ich ging in die Knie und riß die Knochenhände vom Gesicht des Monsters weg.
Eine sterbende dämonische Kreatur starrte mich an.
»Wo ist Jane Collins?« zischte ich. »Los, rede, wo ist sie hingeflogen?«
Der lippenlose Mund bewegte sich. Er versuchte, Worte zu formen. Ich näherte mich mit meinem Ohr dem Schädel. Jetzt verstand ich Wortfetzen.
»Der Wein… Elixier des Teufels… getrunken… in Frankreich… Schloß Besançon… Elsaß… Vorsicht… er… aahhh…!«
Das Skelett bäumte sich auf. Noch einmal stöhnte es grauenvoll, ein Zittern lief durch die Gestalt, dann war es vorbei. Still lag das Skelett vor mir auf dem Boden.
Es zerfiel nicht oder zerbröckelte, sondern blieb erhalten. Ich stand auf, ließ meine Waffe wieder in die Halfter rutschen und dachte an Jane Collins. Auch sie trug den Keim des Bösen in sich. Ich fragte mich, ob es noch eine Möglichkeit gab, diesen Keim aus ihr zu entfernen, oder ob ich zum letzten Mittel greifen mußte wie bei Sir Randolph Norfolk.
Ich schüttelte den Gedanken fort. Erst mußte ich Jane finden. Hinweise hatte ich bekommen. Schloß Besançon in Frankreich. Dort würde ich mich umsehen. Außerdem sollte das Schloß irgendwo im Elsaß liegen. Und diese Gegend war mir nicht unbekannt. Es ist noch gar nicht so lange her, da hatte ich dort den Kreuzritter gestellt. Damals war mir mein deutscher Kollege und Freund Kommissar Mallmann behilflich gewesen. Er sollte mir auch diesmal zur Seite stehen.
Ich beschloß, ihn noch in dieser Nacht anzurufen…

***

Jane Collins beherrschte das Flugzeug wie ihren Wagen. Sie wußte selbst nicht, wie das kam, aber sie konnte es. Die Fähigkeiten waren da, und damit hatte es sich. Jane ahnte nicht, daß sie von Schwarzer Magie gelenkt wurde.

Das Flugzeug war auf keinem Radarschirm zu entdecken!
Wie ein Geist flog es durch die Lüfte, überquerte den Kanal und erreichte das französische Festland.
Von West nach Ost nahm die Maschine ihren Kurs, geleitet von dämonischen Mächten, die darauf lauerten, Jane Collins als eine der Ihren in Empfang nehmen zu können.
Und Jane konnte es kaum erwarten. Die Sucht nach dem Teufelstrank war beinahe unersättlich…

***

Wo die Gewölbe der Burg am tiefsten waren, wo nie ein Sonnenstrahl die Finsternis durchdrang, da hatte er sein neues Reich gefunden.
Graf Gérard de Besançon!
Er hatte ein schlimmes Erbe angetreten. Seit der Entdeckung des so wichtigen Trankes hatte er sich verändert. Früher war er der strahlende junge Mann gewesen, der in den Pariser Nightclubs die Puppen tanzen und nichts anbrennen ließ. Doch seit dem Tod seiner Eltern und dem Verkauf der familieneigenen Schnapsbrennereien hatte er den Drang verspürt, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Noch jetzt klang die Stimme in seinem Hirn nach, die ihn eines Nachts aus den tiefsten Träumen gerissen hatte.
»Geh in das Schloß, und forsche dort nach. Wenn du Glück hast, wirst du den Trank der Macht finden.«
Er hatte nicht auf die Stimme gehört und kostbare Zeit verstreichen lassen. Erst als sich die Stimme zum zweitenmal meldete, war ihm die Botschaft wieder zu Bewußtsein gekommen.
Er ging hin, doch es war zu spät. Die Schloßruine war von sogenannten Antiquitätenhändlern durchstöbert worden. Diese Leute waren in die geheimsten und tiefsten Winkel gedrungen und hatten dabei alles gestohlen, was ihnen nur einigermaßen wertvoll erschien.
Auch den Wein.
Und mit ihm hatten sie einen wahrhaft guten Fang gemacht. Die Flasche fand sogar den Weg bis nach London in ein Versteigerungshaus.
Aber jetzt hatte der Graf sie wieder.
Er wußte um die Kraft des höllischen Elixiers. In seinen Träumen hatte ihm der Unbekannte immer wieder davon berichtet. Er hatte den jungen Grafen regelrecht programmiert.
Eingestellt auf das Böse!
Gérard de Besançon brach alle bürgerlichen Brücken hinter sich ab und lebte getreu nach seinen bösen Vorstellungen und Träumen. Er hatte das Elixier verdünnt, in andere Flaschen gefüllt, um die zum Leben zu erwecken, die einst seinem Vater gedient hatten.
Dabei hatte der junge Graf noch eine Erfahrung gemacht. Der Wein

wurde nicht weniger. Die Kraft des Teufels erreichte es, daß immer wieder die gleiche Menge in der Flasche blieb. Die Folge davon: Gérard de Besançon konnte den Wein unendlich oft vermehren.

Sein Ziel war klar. Was seinem Vorfahr nicht gelungen war, wollte er vollenden. Sein Urahn wurde der Schwarze Graf genannt. Gérard de Besançon wollte sich dieses Namens ebenfalls würdig erweisen.

Daß die unheimlichen Gewölbe tief unter der Erde jetzt seine eigentliche Heimat waren, daran hatte er sich längst gewöhnt. Er fühlte sich wohl inmitten der Erinnerungen einer blutigen Vergangenheit. Vor allen Dingen die Verliese und der Folterkeller mit der Destille hatten es ihm angetan.

Wenn er sich hier aufhielt, warfen die Fackeln an den Wänden ihr zuckendes Licht über die schlimmen Martergeräte, über Flaschen und Trichter, Tiegel und Gefäße und über die bleichen Gebeine derjenigen, die der Graf in mühevoller Arbeit ausgegraben hatte.

Drei Diener standen ihm zur Verfügung.

Zwei Männer und eine Frau.

Ihre Gebeine lagen wohlgeordnet in Kunststoffwannen, und wenn der Trank tatsächlich so gut war, dann würden die Knochen bald zusammenwachsen, um sich zu neuen grausamen Kreaturen zu vereinigen.

Doch ganz allein lebte er nicht in den Gewölben. Er hatte eine Assistentin.

Eine blondhaarige Frau.

Jane Collins!

Sie war diesem Teufel völlig verfallen, blieb bei ihm, weil sie in ihrem Innern nach dem Höllengebräu gierte. Sie war ohne Schwierigkeiten zu ihm gelangt. Er hatte sie in den Arm genommen, ihr in die Augen geschaut und wußte nun, daß sie aus eigener Kraft sich nie mehr von ihm lösen konnte.

Jane Collins lebte ein neues Leben. All die Jahre, die hinter ihr lagen, hatte sie vergessen. Sie dachte nur noch an den Trank.

Nach wie vor präsentierte sie sich in strahlender Schönheit.

Sie wartete auf den großen Moment.

Und der kam.

Genau um Mitternacht.

Fünfzehn Minuten zuvor schritt Graf de Besançon die steinerne Treppe zu den Gewölben hinunter. Er hatte sich umgezogen, trug schwarze, enganliegende Kleidung, so daß sein Gesicht bleich wirkte und er noch dämonischer aussah.

Jane Collins blickte ihm gespannt entgegen.

»Ist alles vorbereitet?« fragte der Graf.

Jane deutete auf die Flaschen. Fünf von ihnen bildeten eine Reihe. Sie standen auf einem alten Holztisch, der früher seinen Platz im

Rittersaal gehabt hatte.

Bis zum Rand waren die Flaschen gefüllt. Nichts deutete daraufhin, wie gefährlich die Flüssigkeit war.

»Hast du dich genau an die Regeln gehalten?« erkundigte sich Gérard de Besançon.

»Ja. Ich habe jeweils drei Tropfen genommen, sie mit Knochenmehl vermischt, das Ganze in die Flasche gefüllt und mit einfachem Wasser verdünnt.«

Der Graf nickte zufrieden. »Sehr gut, meine Liebe«, lobte er Jane. »Jetzt muß es sich zeigen, ob wir genau gearbeitet haben.« Er trat an einen Glasschrank und holte einen Champagnerkelch hervor. Er war zwar leicht angestaubt, doch das störte den Grafen nicht.

Seine langen Finger strichen über den Hals der ersten Flasche. Dann zog er den Korken hervor. Er neigte die Flasche, kam mit dem Glas etwas entgegen und goß es halb voll.

Eine hellrote Flüssigkeit sprudelte in dem Kelch. Luftperlen stiegen hoch, so daß das teuflische Gebräu an Sekt erinnerte.

Der Graf drehte den Kelch in der Hand. »Ja, es ist gut«, flüsterte er. »Es vereint die Kräfte der Hölle, und wir werden sie zu wecken wissen. Komm mit!«

Jane ging neben ihm her. Vor der ersten Kunststoffwanne blieben sie stehen.

»Weißt du, wen du wiedererweckst?« fragte Jane.

»Nur bei einem. Das ist der treue Diener Jean.«

»Und dein Urahn?«

»Ihn kann ich nicht mehr erwecken. Sie haben ihn verbrannt. Und zuvor mit dem Zeichen des Kreuzes versehen. Selbst seinen Geist kann ich nicht beschwören.« Zornig trat er mit dem Fuß auf. »Aber die Rache ist mein!« zischte er. »Auch wenn über zweihundert Jahre vergangen sind. Und du, Jane Collins, wirst mir dabei helfen!«

»Ich tue es gern«, antwortete Jane tonlos.

Überhaupt sprach sie ohne Modulation in der Stimme. Wie ein Roboter. Seit sie zum erstenmal von diesem Getränk gekostet hatte, waren ihre Gefühle ausgeschaltet.

Der Graf beugte sich über die erste Kunststoffwanne. Am Kopfende lag der noch gut erhaltene Schädel des Gerippes. Die Wangenknochen standen vor, die Nase bildete ebenso ein Loch wie der weit aufgerissene Mund. Es schien, als habe der Tote, kurz bevor er starb, noch einmal Luft holen wollen.

Gérard de Besançon murmelte Worte, die außer ihm wohl niemand verstand. Noch weiter beugte er den Oberkörper, kippte den Kelch dann und träufelte etwas von der rosafarbenen Flüssigkeit in die Mundhöhle des Schädels.

Jane stand neben ihrem Meister und schaute mit unbewegtem

Gesicht zu.
Der Graf leerte den Kelch, erhob sich und trat zwei Schritte zurück.
»Jetzt werden wir sehen, ob der Trank wirkt«, flüsterte er. Er war so erregt, daß er Janes Oberarm umklammerte und seine Finger hart in ihr Fleisch grub. Von irgendwoher drang ein kühler Luftzug in das Gewölbe, brachte die Flammen der Fackeln zum Tanzen und ließ den Widerschein gespenstisch über die Gesichter der beiden anwesenden Menschen huschen.
Noch tat sich nichts.
Sekunden vergingen.
De Besançon atmete schwer.
Jane hauchte. »Es… es gelingt nicht…«
»Aber es muß!« preßte der Graf hervor. »Es muß einfach. Oder alles war umsonst. Die drei sind der Beginn. Weitere werden folgen. Ich rechne mit Hunderten, mit Tausenden…«
Er verstummte, denn es veränderte sich tatsächlich etwas.
Innerhalb des Schädels begann es zu zischen und zu brodeln. Kleine Bläschen sprühten aus dem offenen Mund, zerplatzten und formten sich zu einem Nebelstreif, der von Sekunde zu Sekunde dichter wurde.
Der Graf und Jane Collins waren zurückgetreten. De Besançon lachte kichernd.
»Sehen Sie doch, sehen Sie«, sagte er mit hastiger Stimme. »Es geschieht etwas, ich habe es doch gesagt!« Er war völlig außer sich.
Auch Jane schaute fasziniert in die Wanne, in der jetzt weitere makabre und unbegreifliche Dinge geschahen. Die Flüssigkeit, die zu einem Nebel geworden war, legte sich über die Knochen, drückte regelrecht dagegen und brachte sie zusammen.
Das Skelett lebte!
Ruckartig erhob es sich, stieg aus dem Nebeldunst, und als es mit der Luft in Berührung kam, bildeten sich lange graublonde Haare. Plötzlich entstanden hellblaue Stoffetzen, die den knöchernen Körper umwehten und sich zu einem Kleid zusammenfaßten.
Nur die Haut bildete sich nicht zurück. Es blieben die blanken Knochen.
Das Skelett starrte Jane und den Grafen an.
Dann begann es zu sprechen. »Du bist mein Gebieter, Graf de Besançon. Du hast mich durch das Elixier der Hölle aus den Tiefen der Finsternis gerissen und zu neuem Leben erweckt. Sag mir, was ich machen soll! Womit kann ich dir dienen?«
De Besançon schlich um das Skelett herum. Er mußte sich vorkommen wie Dr. Frankenstein in seinen besten Tagen, als er sein erstes Monster schuf.
»Du lebst tatsächlich«, flüsterte er, »du lebst… Es ist unbegreiflich.«
Das lange blaue Kleid reichte bis zum Boden. Die bleichen Knochen

klapperten, als sich das Monster in Bewegung setzte und auf den Tisch mit den Flaschen zuging. Ehe der Graf es verhindern konnte, hob es eine Flasche an und kippte sich die Flüssigkeit in das aufgerissene Maul.

»Es ist seine Nahrung«, flüsterte Jane. »Genau wie meine.« Sie griff ebenfalls nach einer Flasche und nahm einen kräftigen Zug.

Der Graf aber wandte sich an das Skelett. »Wie heißt du?« wollte er wissen. »Wie nannte man dich früher?«

»Ich war Germaine, die Geliebte des Grafen. Die Häscher haben mich geschändet und im Turm verhungern lassen. Meinen Leichnam haben sie in dieses Verlies hier unten geworfen. Aber jetzt bin ich zurückgekommen, um Rache zu nehmen.«

»Die sollst du haben«, sagte der Graf, öffnete eine weitere Flasche und machte sich daran, auch noch die beiden anderen Gestalten zum Leben zu erwecken…

***

»Es wird ein wenig eng werden«, sagte Kommissar Mallmann und deutete auf seinen neuen Manta GL/E. »Für mich reicht der Wagen ja, aber ihr beide seid…«

»Hör auf, Will.« Ich lachte. »Du tust ja gerade so, als wären wir mit einer halben Kompanie angetanzt.« Ich schritt um den Manta herum. »Schickes Wägelchen, Will. Ehrlich.«

»Och.« Mallmann wurde über das Lob ganz rot. Er produzierte ein Lächeln, knetete die Hände, und doch war auf seinem Gesicht der Besitzerstolz zu lesen.

Will Mallmann schwärmte für schnelle Autos und heiße Stereoanlagen. Kommissar Mallmann ist beim BKA beschäftigt. In einem Ressort, daß sich um außergewöhnliche Fälle kümmert. Mallmann hatte aber auch schon seine Erfahrungen auf dem Gebiet der Terroristenbekämpfung gemacht. Er war kein reiner Schreibtischstratege. Wenn es hart auf hart ging, war Mallmann immer am Ball. Davon konnte ich ein Lied singen. Schon öfter hatte ich den Kommissar in Aktion erlebt.

Es war fast ein Jahr her, seitdem wir uns zum letztenmal gesehen hatten. Will Mallmann hatte sich irgendwie verändert. Oder seine Kleidung. Sie war sportlicher geworden. Er trug eine kamelhaarfarbene Hose, einen passenden Blouson, der offenstand, ein hellblaues Hemd, und um den Hals hatte er ein Tuch geschwungen. Ob der gute Will wohl auf Freiersfüßen wandelte?

»Was schaust du mich so an, John?«

»Irgendwie bist du aus der Art geschlagen.«

»Wieso?«

»Na, die Kleidung, die Sonnenbräune. Steckt da eine Frau dahinter?«

Will winkte lächelnd ab. Er strich sich über das etwas gelichtete, dunkle Haar und knetete dann seine klassische Römernase.

Ich schlug ihm auf die Schulter. »Raus mit der Sprache, Will. Welchem Girl zeigst du deine Stereoanlage?«

»Eigentlich keinem.«

»Denk dran, du gehst auf die Fünfzig zu. Da sollte man eigentlich ein liebes Weib haben. Besonders dann, wenn man deutscher Beamter ist. Die Frau kann dir dann jeden Morgen einen Schnaps mitgeben, damit wenigstens der Magen arbeitet.«

Wir flachsten auch noch während der Fahrt. Suko hatte sich in den Fond gequetscht. Es war nicht einfach für ihn gewesen, aber mit der stoischen Geduld eines Asiaten hatte er die Prozedur über sich ergehen lassen.

In Stuttgart waren wir gelandet, und dort hatte uns Mallmann auch am frühen Morgen abgeholt. Über dem Land hing noch ein leichter Nebelschleier, doch die strahlende Herbstsonne dampfte die Feuchtigkeit schon bald weg.

Will drehte auf. Wenn er freie Bahn hatte, wurde er zum Tiger. Entspannt hockte er hinter dem Lenkrad, und auf seinen Lippen lag ein glückliches Lächeln.

Will Mallmann hatte, auf meine Bitte hin, bereits Nachforschungen angestellt. In Stichworten erklärte er mir, was er herausbekommen hatte.

Über das Geschlecht der Besançons gab es nicht viel zu berichten. Gérard de Besançons Urahn hatte im Elsaß gewütet. Man nannte ihn den Schwarzen Grafen und sagte ihm nach, er habe sich mit dem Teufel verbündet. Mutige Männer hatten ihn eines Tages getötet und in ihrem Haß das Schloß zerstört. »Was damals dort genau vorgefallen ist, habe ich auch nicht herausbekommen können«, erklärte der Kommissar.

»Aber es lebt noch einer aus dem Geschlecht?« fragte ich.

»Ja. Gérard de Besançon. Ein Playboytyp. Ist nicht besonders in Erscheinung getreten, ich meine in polizeilicher Hinsicht. Er hat von seinem verstorbenen Vater mehrere Schnapsfabriken geerbt, sie aber vor einigen Monaten verkauft. Dann verlor sich die Spur des jungen Gérard. Mehr wissen meine französischen Kollegen auch nicht.«

Als die letzten Nebelschleier verflogen waren, erreichten wir Karlsruhe, die alte Kaiserstadt. Wir fuhren weiter in Richtung Baden-Baden. Links grüßten die Hänge des Schwarzwaldes.

Ich warf einen Blick hinüber. Mallmann sah es und sagte: »Dort ist es jetzt fantastisch. Ein Herbsttag im Schwarzwald ist immer ein Erlebnis.«

»Für das wir keine Zeit haben«, ergänzte ich.

»Leider.«

Bei Kehl passierten wir die Grenze nach Frankreich. Wir überquerten den Rhein, umfuhren Straßburg und rollten in Richtung Sélestat. Der Ort lag mitten im Elsaß, am Rand der Vogesen. Von dort war es angeblich nicht mehr weit bis zu dem zerstörten Schloß.

In einem kleinen Lokal aßen wir zu Mittag. Die Elsässer Küche machte ihrem Namen alle Ehre. Es schmeckte mir ausgezeichnet. Und auch Suko nickte zufrieden.

Will Mallmann aß wenig. »Ich muß auf meine Figur achten«, erklärte er uns.

»Du willst abnehmen, Will?« fragte ich.

»So ungefähr.«

Jetzt mischte sich Suko ein. »Ich kenne da übrigens ein ausgezeichnetes Mittel.«

Will sprang sofort an. »Und das wäre?«

»Man darf alles essen, nur nicht runterschlucken«, erwiderte Suko mit todernstem Gesicht.

Will Mallmann verstand erst nicht. Dann aber begann er zu lachen. »Ich sehe, Suko, Sie haben sich von John schon anstecken lassen, was die Späße angeht.«

»Sagen wir doch du«, meinte Suko.

»Okay, ich habe nichts dagegen.«

Nach dem Essen fuhren wir direkt in die Vogesen hinein. Als ich die Landschaft sah, wurde ich wieder an mein Abenteuer mit dem Kreuzritter erinnert.

Ich kannte den Schwarzwald und die Vogesen. Letztere kamen mir jedoch melancholischer vor, aber auch düsterer. In Kurven wand sich die Straße höher. Buntes Laub wurde vom Wind durch die Straßengräben geweht. Viel Verkehr herrschte nicht. Am Wochenende jedoch waren die schmalen Straßen hier überfüllt.

Einmal mußten wir warten, um einen Holztransporter vorbeizulassen. Er nahm fast die gesamte Straßenbreite ein.

Der Herbst zeigte sich in seiner bunten Vielfalt. Die Luft war klar und rein, sie schmeckte würzig, und hoch über den Wipfeln der dunklen Tannen segelten weiße Wolken.

Ich hatte wenig gesprochen. Die Sorge um Jane Collins fraß in mir. Auch Will Mallmann war geschockt, als ich ihm über Janes Schicksal berichtete. Er hatte keine weiteren Fragen gestellt, und ich war ihm dankbar dafür.

Hin und wieder bekamen wir einen fantastischen Blick über die Hügel der Vogesen bis hinunter in die Rheinebene. Weit im Osten grüßten die Hänge des Schwarzwalds.

An einem kleinen Rastplatz machten wir halt. Kommissar Mallmann holte eine Spezialkarte aus dem Handschuhfach und schaute nach dem Weg. »Jetzt wird es kompliziert«, sagte er, »das Schloß, oder vielmehr

die Überreste davon, liegt in einer ziemlich einsamen Gegend.«
»Das heißt, wir müssen den Wagen stehenlassen.«
Mallmann nickte mir zu. »Ich fürchtete es bereits.«
Suko meldete sich vom Rücksitz her. »Laufen tut dir mal ganz gut, John. Sonst rostest du noch.«
»Deine Knochen hört man schon quietschen«, gab ich grinsend zurück, wurde aber schnell wieder ernst, als Will Mallmann mit dem Zeigefinger auf eine bestimmte Stelle deutete.
»Hier ist es«, sagte er.
Ich schaute nach. »Am Ende der Welt.«
»Und eine Straße ist nicht eingezeichnet«, sagte Suko, der über unsere Schultern blickte.
Will Mallmann runzelte die Stirn. »Wir werden in dieser Richtung weiterfahren. Wenn wir die Bergkuppe erreicht haben, rechts abbiegen.« Er zeichnete mit dem kleinen Finger einen schmalen, kaum zu erkennenden Pfad nach, der sich in Schlangenlinien bis nahe an die verlassene Burg bewegte.
Der Kommissar gab wieder Gas. Eine Viertelstunde fuhren wir noch durch die wildromantische Gegend, dann hatten wir die Stelle erreicht, an der abgebogen werden mußte.
Und nun wurde die Federung des Mantas arg strapaziert. Schlaglöcher und auf dem Boden liegende Äste machten die Fahrt zu einer wahren Querfeldeinfahrt. Wir wurden regelrecht durchgeschüttelt. Suko knallte zweimal mit dem Kopf gegen das Wagendach und fluchte. Zweige glitten über den Lack. Manchmal wurde der Wald so dicht, dass wir uns vorkamen wie in einem grünen Tunnel.
Es ging stetig bergab, doch dann war der Weg zu Ende, und die Talfahrt hörte auf.
Dafür sahen wir vor uns eine Lichtung. Dicke Felsbrocken lagen herum. Irgendwo gurgelte ein Bach. Sonnenstrahlen fielen schräg in den Wald und tauchten die Lichtung in einen goldenen Schleier.
Will Mallmann streckte den rechten Arm aus. »Dahinter liegt das Schloß.« Was er mit dahinter meinte, war bestimmt noch einen Kilometer entfernt.
Wir strengten unsere Augen an und sahen, daß sich die Überreste des Schlosses schwarz und verbrannt gegen das Grün des Waldes abhoben.
»Okay«, sagte ich, »gehen wir den Rest des Weges zu Fuß.« Schweigend verteilte ich die Waffen. Keine Menschenseele war weit und breit zu entdecken. Hin und wieder zwitscherten ein paar Vögel in den Bäumen.
»Bist du denn sicher, daß du Gérard de Besançon in dieser Ruine finden wirst?« fragte mich der Kommissar.
»Ich hoffe es. Wo soll er anders hin?«

»Ist Jane freiwillig mit ihm gegangen?« wollte Mallmann wissen.
»Ja.«
»Dann wird auch sie unser Feind sein«, folgerte er.
Ich gab darauf keine Antwort, biß die Lippen zusammen und marschierte los.

***

Gérard de Besançon hatte nun auch seinen beiden anderen Kreaturen zu einem untoten Leben erweckt. Doch sie waren nicht zu Skeletten geworden, sondern zu anderen Höllengeschöpfen.
Jean, der Diener des Schwarzen Grafen, entpuppte sich als Vampir! Von der Gestalt her war er klein. Er ging gebückt, hatte einen krummen Rücken und eine ungeheuer bleiche Gesichtsfarbe. Sein Mund war übergroß, und wenn er die Lippen öffnete, schimmerten zwei spitze Vampirzähne.
Jean war unruhig. Er hielt es nicht auf einem Fleck aus, sondern geisterte durch die Gewölbe und Verliese. Er brauchte Blut, um existieren zu können.
Immer wieder verlangte er danach, und jedesmal mußte ihn der junge Graf vertrösten. Statt dessen bekam der Vampir von dem höllischen Elixier zu trinken, das ihn auf die Dauer jedoch nicht befriedigte.
Der andere Diener war halb Mensch und halb Werwolf. Eine schreckliche Mutation. Die Trennung vollzog sich haargenau in der Mitte des Körpers, und zwar von oben nach unten. Die linke Gesichtshälfte und die gesamte linke Körperseite unterschieden sich nicht von denen eines normalen Menschen, während die rechte Seite mit Fell bewachsen war, ein vorstehendes Maul aufwies und auch der Arm zu einer Pranke gewachsen war.
Jetzt erst fühlte sich der Graf wohl. Er war der König dieser Monster und auch der Gebieter über Jane Collins, die ihm völlig hörig geworden war.
Sie hatte wieder getrunken, und ihre Haut war zurückgegangen. Die bleichen Knochen schauten hervor, doch Jane Collins machte dies nichts mehr aus. Im Gegenteil, sie empfand es sogar als recht angenehm, so auszusehen.
Die Sucht nach dem Trank hatte sie alle menschlichen Regungen vergessen lassen.
Der Graf mixte weiter an seinem höllischen Gebräu. Er hatte die Anzahl der gefüllten Flaschen verdoppelt, weitere sollten folgen, so daß Tausende von Menschen durch dieses Elixier in seine Abhängigkeit gerieten. Er selbst wollte das Getränk unter die Leute Dringen. Geschäftliche Beziehungen hatte er noch von früher.
Jane Collins half ihm, so gut sie konnte. Die düstere Folterkammer

sah aus wie ein Laboratorium des Schreckens.
Unruhig strich der Vampir um Jane Collins herum. Seine Hände öffneten und schlossen sich. Es war bereits eine Weile her, daß Jane ihren Trunk zu sich genommen hatte, und so bildete sich die normale, samtene Haut zurück.
In den Augen des Blutsaugers war sie jetzt ein junges Mädchen.
Er konnte sich kaum beherrschen, leckte über seine Lippen und hielt den Blick starr auf Jane gerichtet.
Sie bemerkte es. Als die Finger des Vampirs über ihre Hüften strichen, wirbelte sie herum.
Erschrocken sprang Jean zurück.
Jane fauchte ihn an. »Wag es nicht, du verdammter Sauger. Wenn du mich auch nur einmal noch berührst, werde ich dich pfählen!«
Erschrecken zeichnete sich auf dem Gesicht des Untoten ab. Der Werwolfmensch lachte, nur der Totenschädel der skelettierten Frau blieb weiterhin ausdruckslos.
Jean knetete seine Hände. »So war es doch gar nicht gemeint, meine Liebe«, sagte er. »Ich…«
»Lüg nicht!« zischte Jane. Sie riß eine rostige Lanze aus der Halterung an der Wand und richtete sie so, als die Spitze auf die Brust des Untoten zeigte. »Noch ein Wort, und ich durchbohre dich!«
Der Vampir wich ängstlich zurück, bis er die Wand im Rücken spürte. Breitbeinig blieb Jane Collins vor ihm stehen. Ihre Augen wirkten in dem schönen Gesicht wie Eiskristalle. Gefühllos und kalt. Sie schob die Lanzenspitze so weit vor, bis sie die Brust des Untoten berührte.
Da tauchte de Besançon auf. Er war draußen gewesen und hatte sich umgeschaut. Auf der zweitletzten Treppenstufe blieb er stehen, übersah mit einem Blick das Bild und schrie: »Weg da, Jane!«
Die Detektivin gehorchte. Sie senkte die Lanzenspitze.
»Was ist hier los?« wollte der Graf wissen.
Jane erklärte es ihm.
Wütend schüttelte de Besançon den Kopf. »Ich will keinen Streit«, sagte er scharf. »Wir haben jetzt andere Dinge zu tun. Ich war draußen und habe von der höchsten Mauer aus gesehen, daß wir Besuch bekommen.«
Die Monster erschraken.
»Wer ist es?« fragte Jane.
»Drei Männer. Einen kenne ich aus London. Ihn habe ich vor Norfolks Haus niedergeschlagen.«
»John Sinclair«, flüsterte Jane.
»Genau der«, bestätigte der Graf. Jane hatte ihm von mir erzählt. Und sie hatte ihm gesagt, wie sehr sie mich plötzlich haßte. Ich war für sie der Todfeind, den es zu vernichten galt.

Und das wußte der Graf. Er legte Jane Collins beide Hände auf die Schultern. »Es kommt jetzt auf dich an, Jane«, sagte er. »Bist du bereit, alles für mich zu tun?«

»Ja.«

»Dann geh nach draußen, und locke John Sinclair in die Falle. Aber töte ihn nicht. Sieh zu, daß du ihn hier in die Folterkammer bringst, aber so, daß die beiden anderen nichts merken. Wirst du das schaffen?«

»Ich denke schon«, erwiderte Jane.

»Gut, meine Liebe. Wenn John Sinclair vor meinen Füßen liegt, bekommst du eine Flasche für dich allein.«

Jane lächelte. »Ich danke dir.« Dann ging sie.

Der Graf aber wandte sich an die drei anderen Kreaturen. »Und ihr nehmt euch Sinclairs Begleiter vor. Keiner von ihnen soll dieses Verlies lebend erreichen. Tötet sie vorher!«

***

Wir hatten uns getrennt, wollten unser Ziel von drei Seiten erreichen. Sollte einer von uns in Not sein, mußte er zwei Schüsse abfeuern, die Signalwirkung auf die anderen hatten.

Sechzig Minuten hatten wir uns gegeben. Als Treffpunkt war der alte Turm ausgemacht worden, von dem auch nur noch die Überreste standen. Er wirkte wie eine abgebrochene Zigarre.

Das hohe Gras reichte mir fast bis zu den Knien. Ich wollte von der Ostseite her an das verfallene Gebäude herankommen.

Es war still. Wir hatten hohen Nachmittag, und noch einmal schien die Oktobersonne warm auf meinen Rücken. Spinnweben hingen in der Luft, Zeichen eines vergehenden Altweibersommers. Hier und da segelten gefärbte Blätter zu Boden. Sie schaukelten in der Luft wie auf einem unsichtbaren Meer. Rechter Hand lief eine Schneise durch den Mischwald. Wie mit dem Lineal gezogen neigte sie sich talwärts. Links grüßten die bewaldeten Gipfel der Vogesen.

Weit oben am strahlendblauen Himmel zog ein Flugzeug seine einsame Bahn. Das Metall glitzerte in der Sonne. Als ich die Maschine sah, wurde ich auch wieder an das Flugzeug erinnert, mit dem Jane Collins die Flucht ergriffen hatte. Ich fragte mich, wo es gelandet war.

Ich hatte meine Blicke überall. Einmal sah ich Sukos Oberkörper neben einem Busch auftauchen. Mein chinesischer Partner bewegte sich in die von mir aus gesehen entgegengesetzte Richtung. Kommissar Mallmann schlug einen Bogen. Er wollte die Südseite des Schlosses unter die Lupe nehmen.

An das Zirpen der Grillen hatte ich mich schon gewöhnt. Doch irgendwann fiel mir auf, daß keine Grille mehr zirpte und auch kein Vogel sein lustiges Lied sang.

Die Stille war bedrückend. Nur die Insekten summten.

Hinter einem Baumstumpf legte ich eine kleine Pause ein und schaute mich um.

Vor mir befanden sich Fragmente der Burgmauer. Hüfthoch ragten die Reste aus dem im Wind wogenden Gras. Sie waren mit Moos und Pflanzen überwuchert, hatten sich ähnlich einem Chamäleon der Landschaft angepaßt.

Wenn ich die Mauern überkletterte, gelangte ich in den Innenhof des ehemaligen Schlosses. Holzstreben und Steine des wirren Trümmerfeldes waren im Laufe der Zeit von der Natur überwuchert worden. An den Resten des alten Turms rankte Efeu hoch. Dazwischen wuchs wilder Wein.

Ich orientierte mich nach rechts, um den Turm unter die Lupe zu nehmen. Ich hatte gesehen, daß es noch einen Eingang gab und dieser auch offen war.

Ich mußte mich ducken und betrat das Innere des zerfallenen Turms. Von oben her schien mir die Sonne auf den Kopf. Wenn ich einen zweiten Schritt in den Turm hineinmachen wollte, mußte ich klettern. Schutt und Geröll versperrten mir den Weg. Von einer Treppe sah ich nichts mehr.

Hier hielt sich bestimmt niemand versteckt. Es war zwecklos für mich, noch weiterzuforschen. Durch die schießschartenartigen Fenster wehte der Wind und streifte kühl mein Gesicht.

Ich ging wieder hinaus ins Sonnenlicht und überlegte. Daß sich in diesem alten Gemäuer niemand mehr aufhielt, wollte ich einfach nicht glauben. Wo hätte es ein besseres Versteck für Gérard de Besançon gegeben als in diesem Schloß?

Aus Erfahrung wußte ich, daß es unter zahlreichen alten Schlössern Verliese und Geheimgänge gab. Viele Eigentümer wollten sich nicht die Mühe machen und all das Geröll zur Seite räumen, das die Gänge oft verbarrikadierte. Gérard de Besançon hatte die Mühe bestimmt nicht gescheut.

Also weitersuchen.

Vielleicht hatten auch die anderen Glück. Suko besaß für so etwas eine Spürnase.

Ich wollte schon weitergehen, als ich hinter einem Mauerrest eine Bewegung wahrnahm.

Und dann stand sie plötzlich vor mir.

Jane Collins!

***

Aus fünf Schritten Entfernung starrten wir uns an. Sie war schön wie eh und je. Das Sonnenlicht warf goldene Tupfer auf ihr langes ährenfarbenes Haar. Nichts deutete daraufhin, daß mit Jane Collins

etwas nicht stimmte, daß sie dem Bösen verfallen war.

»Jane!« hauchte ich.

Sie lächelte und sagte dann: »John! Endlich…«

Beide Arme streckte sie aus. Ich lief auf sie zu, preßte sie an mich, spürte die Rundungen des Körpers, und mich durchrieselte so etwas wie ein leichter elektrischer Schlag. Meine Hände strichen über ihren Rücken. Ich merkte, daß ihre Schultern bebten.

Jane weinte.

»Es ist ja alles gut«, flüsterte ich. »Beruhige dich, Jane, ich weiß, was du durchgemacht hast. Jetzt brauchst du keine Angst mehr zu haben. Suko und Kommissar Mallmann sind ebenfalls hier.«

Jane Collins nickte. Dann fragte sie: »Hast du ein Taschentuch, John?«

»Natürlich.« Ich gab ihr eins.

Ich war so mit Jane Collins beschäftigt, daß ich die Gestalt nicht bemerkte, die hinter einer Mauerecke vorschaute. Es war der Werwolfmensch. Als er uns sah, nickte er zufrieden, verzog dann sein entstelltes Gesicht zu einem bösen Grinsen und verschwand wieder. Er mußte sich um den anderen kümmern. Den Chinesen wollte sich der Vampir vornehmen. Leider konnte Jean nicht ans Tageslicht, der Chinese mußte also in die Dunkelheit der Gewölbe gelockt werden.

Ich hatte tausend Fragen an Jane, wartete aber ab, bis sie sich beruhigt hatte.

Wir setzten uns auf einen Mauerrest. Warm schien die Sonne in unsere Gesichter. Jane machte eine Kopfbewegung und warf die Haare zurück. »Ich muß ja schrecklich aussehen«, flüsterte sie und zog die Nase hoch.

»Für mich bist du die schönste Frau der Welt«, erwiderte ich.

»Schmeichler.« Ihre Hand fand die meine. Janes Haut war warm. Nichts von der Starre einer Untoten. In mir stiegen die Zweifel hoch. Hatte ich mich getäuscht? War Jane Collins gar nicht besessen? Hatte der Dämon es letzten Endes doch nicht geschafft, ihren Willen zu durchbrechen? Ich kannte Jane schon sehr lange, und sie bedeutete mir mehr als irgendeine Frau sonst auf der Welt. Manchmal schon hatten wir über Heirat gesprochen, aber dieses Vorhaben nie realisiert. Zu gefährlich war unser Job. Keiner wollte den anderen verlieren. Und wenn wir Zusammensein wollten, brauchten wir keinen Trauschein.

»Es war schrecklich, John«, begann die Detektivin mit ihrem Bericht.

»Willst du jetzt darüber sprechen?«

»Ja, es muß sein. Ich bin zu dieser Auktion gegangen. Sir Randolph Norfolk hat dort eine sehr alte und ungeheuer wertvolle Flasche Wein ersteigert. Für ihn ein besonderer Grund zur Freude, an der er mich teilnehmen lassen wollte. Wir gingen schick essen und fuhren dann in seine Stadtwohnung. Bei Christie’s sprach uns ein gewisser de

Besançon an, der die Flasche gern ersteigert hätte. Er warnte uns, den Wein zu trinken. Doch wir ignorierten die Warnung. In Sir Randolphs Wohnung öffneten wir die Flasche, tranken einen Schluck, und dann geschah das Schreckliche. Sir Randolph wurde zum Skelett, und ich bekam einen Totenschädel. Wir hatten Angst. Dann besuchte uns de Besançon. Er nahm den Wein mit. Wir flohen. Aber die Sucht war stärker. Ich merkte es bei mir. Je mehr ich mich wieder meinem normalen Aussehen näherte, um so größer wurde die Gier. Ich enterte sogar das Flugzeug und raste los. Getrieben von einem magischen Peilstrahl flog ich hierher.«

»Konntest du denn landen?«

Jane deutete über die Schulter. »Hinter dem Schloß gibt es einen Hang. Dort habe ich die Maschine herunterbekommen.«

»Und dann?«

»De Besançon hatte mich schon erwartet. Er lauerte unter der Erde in der Folterkammer auf mich. Dort mixt er auch sein Höllengebräu. Ich aber wollte plötzlich nicht mehr, und es gelang mir zu fliehen.« Plötzlich warf sie sich an meinen Hals. – »Himmel, John, hilf mir!«

Sie drückte sich fest an mich. Ihre Fingernägel streichelten meinen Nacken. »Was soll ich denn jetzt tun, John?«

Wir standen auf, und ich drückte sie von mir. »Wo, sagst du, hält sich de Besançon auf? In der Folterkammer?«

Sie nickte. Dann zeichnete sich Erschrecken auf ihrem Gesicht ab. »Du willst…?«

»Ja, ich gehe hin.« Ich drehte mich um und wandte Jane den Rücken zu. »Wo befindet sich eigentlich der Einstieg, Jane? Sehen kann man ja nichts davon. Du müßtest…«

Aus den Augenwinkeln sah ich Janes Schatten. Er wurde gestreckt, bewegte sich hastig.

Gefahr!

Ich kreiselte herum.

Und mitten in der Drehung traf mich der Schlag. Plötzlich schien mein Kopf zu explodieren und ins Weltall hinausgeschleudert zu werden. Wie tot prallte ich zu Boden.

Jane Collins aber stand über mir und lachte häßlich. »Jetzt bist du reif, John Sinclair«, flüsterte sie und warf den Stein, mit dem sie mich niedergeschlagen hatte, weg.

Gérard de Besançon würde mit ihr zufrieden sein…

***

Kommissar Mallmann hatte den weitesten Weg vor sich. Er mußte den gesamten Ruinenkomplex umrunden. Hinter dem Schloß fiel das Gelände sanft ab. Und auch der Wald trat zurück. Ein großes Wiesenstück lag vor Mallmanns Augen.

Und auf der Wiese stand das Flugzeug. Die zweimotorige Cessna schien die Landung tatsächlich überstanden zu haben. Wenigstens konnte Mallmann beim ersten Hinsehen keine Zerstörungen entdecken. Die schon waagerecht fallenden Sonnenstrahlen spiegelten sich auf dem gläsernen Kanzeldach.

Wandte Will den Blick nach links, so sah er die schwarzen Mauerreste der Burg. Er konnte sich vorstellen, wie hier die Kämpfe getobt hatten und wie der Schwarze Graf mit blutiger Hand regiert hatte. Fragmente eines Wehrgangs zogen Mallmanns Blick wie magisch an. Der Wehrgang verlief auf einer Brüstung. Zur Hälfte war er noch erhalten, der andere Teil war zusammengebrochen.

Den Kommissar ritt der Teufel. Vom Wehrgang aus hatte er einen fantastischen Blick über das gesamte Ruinenfeld. Hier unten war sein Sichtfeld durch mannshohe Büsche und Trümmer zu sehr eingeengt.

Will Mallmann machte sich an den Aufstieg. Er kletterte an einer zerstörten Mauer hoch, fand genügend vorspringende Steine, um den richtigen Halt zu finden, grub seine Finger in Risse und Spalten und kroch manchmal auf allen vieren weiter. Es war eine schweißtreibende Arbeit, und Will Mallmann war froh, als er es geschafft hatte.

Tief holte er Luft. Dabei blickte er sich um.

Das Geländer des Wehrgangs fehlte hier völlig. Auch das schräge Holzdach war zum Teil zerstört, doch der Steinboden unter ihm besaß noch die Festigkeit, daß Mallmann es riskieren konnte weiterzugehen. Von seinem Standort aus übersah er den gesamten Innenhof.

Langsam ging der Kommissar weiter. Unter seinen Sohlen knirschte der Dreck. Er hielt nach seinen Freunden Ausschau. Suko entdeckte er nicht, dafür aber mich und Jane Collins.

Er sah uns auf einem Stein sitzen. Mallmann fiel ein Stein vom Herzen, als er Jane Collins erkannte. Dann war es also doch geschafft. Und, was am wichtigsten war, die Detektivin schien völlig normal zu sein. Keine Spur von einem Totenschädel.

Will bekam mit, wie wir aufstanden und ein Stück vorgingen. Dann nahm ihm eine Brandmauer die Sicht.

Um wieder etwas erkennen zu können, mußte der Kommissar vorlaufen. Vorsichtig ging er die wenigen Schritte. Als er freies Sichtfeld hatte, war von Jane Collins und mir nichts mehr zu sehen.

Da stimmte was nicht.

Kommissar Mallmann war ein mißtrauischer Bursche. Er wollte der Sache auf den Grund gehen. Etwas schneller als sonst schritt er über den Wehrgang. In unregelmäßigen Abständen kerbten nischenartige Schießstände die dicke Mauer. Sie boten einem Schützen gerade noch Platz.

Das Verderben traf ihn mit der Wucht eines Keulenschlages. Er war

bereits halb an einer der Nischen vorbei, als der Werwolfmensch aus seinem Versteck hervorflog und Mallmann mit einem Knurrlaut an die Kehle fuhr.
Der Kommissar war geschockt. Zu überraschend kam der Angriff. Er duckte sich instinktiv und schlug die Hände hoch. Seine Fäuste klatschten gegen die Pranke, brachten sie aus der Richtung, und nur die normale Hand fand ihr Ziel.
Der Werwolfmensch drückte Mallmann zurück.
Auf den Rand zu…
Mallmann kämpfte verbissen. Er riß sein Knie hoch, traf auch, und der Angriff wurde gestoppt.
Sofort setzte Mallmann nach. Mit seinen Fäusten versuchte er, die normal gebliebene Gesichtshälfte des Monsters zu treffen, doch der Werwolfmensch besaß nicht nur Kraft, er war auch geschickt. Immer wieder wich er aus. Dann bekam er mit seiner Klaue Mallmann rechtes Handgelenk zu fassen.
Blitzschnell drehte er es herum.
Will schrie auf. Er dachte in diesen Momenten nicht an Gegenwehr, verlor auch seine Standfestigkeit und war machtlos, als der Werwolfmensch ihn auf die gitterlose Seite des Ganges zudrückte.
Ein Schritt noch – und…
Will Mallmann trat ins Leere, er fiel.
Doch in einer letzten verzweifelten Geste packte er zu, bekam das Ungeheuer am Oberarm zu fassen, hielt eisern fest, zog das brüllende Monster mit sich und sah dann in rasender Geschwindigkeit den Innenhof der Burg auf sich zukommen…

***

Will Mallmann hatte Glück im Unglück. Er drehte sich während des Falls, so daß der Werwolfmensch unter ihm zu liegen kam und zuerst auf den Boden schlug.
Das hohe Gras dämpfte den Fall ein wenig, trotzdem spürte er den Aufprall bis in den letzten Gehirnwinkel hinein. Grelle Blitze und Kreise tanzten vor Mallmanns Augen. Im gleichen Augenblick spürte er einen stechenden Schmerz im linken Fußknöchel.
Verstaucht!
Mallmann biß sich auf die Lippen. Raubtieratem schlug ihm ins Gesicht. Will riß die Augen auf. Er sah das entstellte Gesicht des Monsters aus nächster Nähe. Auf der normalen Hälfte tanzten hektische rote Flecken, die andere war eine grausame Fratze.
Will wollte sich zur Seite drehen, doch der Werwolfmensch drückte ihn zurück. Flach lag Will auf dem Rücken. Mit der linken Hand schlug er gegen den Körper des Ungeheuers, erzielte aber keinen Erfolg. Nach wie vor preßte ihn das Monster zu Boden.

Jetzt öffnete der Werwolfmensch sein Maul. Ein Gebiß mit nadelspitzen Zähnen präsentierte sich Wills Blicken.

Angst durchflutete den Kommissar.

Todesangst…

Wenn das Ungeheuer zubiß, dann war er verloren, denn er kam gegen die Kraft des Monsters nicht an.

Noch einmal versuchte sich Will Mallmann gegen den Griff zu stemmen. Er brachte zwar seine Arme hoch, aber es gelang ihm nicht, das Monster zur Seite zu drücken.

Wills Arme knickten weg.

Aus…

Da peitschte ein Schuß.

Will spürte, wie der Werwolfmensch über ihm zusammenzuckte, weit sein Maul aufriß und ein schreckliches Brüllen ausstieß. Der Griff lockerte sich, und Kommissar Mallmann gelang es, das Monster von sich zu stoßen.

Schwer rollte es zur Seite.

Will Mallmann hatte freie Sicht.

Und er sah Suko, etwa drei Schritte entfernt. In der rechten Hand hielt er eine mit Silberkugeln geladene Pistole.

Einmal hatte er geschossen.

Und das reichte.

Der Werwolfmensch verging. Das Fell bildete sich zurück, wurde wieder zu einer glatten, normalen Haut, und wenig später lag ein Mann vor den beiden Freunden.

Will Mallmann setzte sich auf. »Danke«, krächzte er.

Suko winkte ab. »Nichts zu danken. Zum Glück bin ich zur rechten Zeit gekommen.« Er kniete neben dem Mann nieder. Ihm war nicht mehr zu helfen.

Der Tod hielt ihn in den Klauen.

Letzte Sonnenstrahlen fielen in den Innenhof der alten Burg. Sie streiften auch den Toten, und dann geschah etwas Schreckliches.

Der Mann veränderte sich. Die Haut wurde welk und fahl, schrumpfte zusammen, und im nächsten Augenblick lag ein Skelett auf dem Boden.

Mallmann schluckte. »Wie ist das möglich?«

Suko hob die Schultern. »Wir werden später sicherlich eine Erklärung finden.«

Will Mallmann wollte aufstehen. Auf halber Höhe jedoch sackte er wieder zurück.

»Verdammt!« fluchte er, »mein Knöchel.« Mallmann preßte beide Hände um den linken Fuß.

»Laß mal sehen.« Suko bückte sich und schaute sich den Knöchel an. »Verstaucht«, kommentierte er.

»Und jetzt?«
Der Chinese hob die Schultern. »Du mußt hier liegenbleiben.«
»Auch das noch. Und John ist nicht da. Weißt du, wo er steckt? Er wäre doch bestimmt gekommen. Er muß den Schuß gehört haben.«
»Das meine ich auch«, erwiderte Suko. Dann sagte er: »Ich kann mir nicht helfen, aber ich habe das Gefühl, daß John in großen Schwierigkeiten steckt…«

***

Zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit hatte es mich erwischt. Und zum zweitenmal war das Erwachen widerlich.
Diesmal hatte ich noch schlimmere Kopfschmerzen. Blut lief mir aus einer Platzwunde am Hals in den Kragen. Unter der Schädeldecke hämmerte und bohrte es, und ich hatte Angst, mir eine Gehirnerschütterung zugezogen zu haben.
Dann öffnete ich die Augen.
Dunkelheit!
Über mir hörte ich ein pfeifendes Geräusch. Weit riß ich die Augen auf, und je länger ich sie offenhielt, um so mehr wich die Finsternis, wandelte sich zu einem Dämmerlicht.
Ich machte Konturen aus.
Sah in ein Gesicht.
In Jane Collins' Gesicht. Es war verzerrt und schwebte über meinem Kopf. Die Lippen standen halb offen. Jane hatte den Kopf gesenkt und atmete schwer. Der Grund dafür war die anstrengende Arbeit, die sie zu verrichten hatte. Sie schleifte mich durch das Gewölbe. Hielt mich dabei unter den Achseln gepackt und schritt rückwärts. Meine Beine waren ausgestreckt, die Hacken rutschten über den Boden, fuhren durch Geröll und Staub.
In unregelmäßigen Abständen brannten Fackeln. Sie steckten in Halterungen, die mit dicken Eisenklammern in die Wände getrieben worden waren.
Tief saugte ich die Luft ein. Jetzt erst merkte Jane, daß ich die Bewußtlosigkeit überstanden hatte.
»Wach, du Penner?« zischte sie.
Ich gab keine Antwort.
Sie kicherte. »Deine letzte Stunde als Mensch ist gekommen, Sinclair. Bald gehörst du zu uns. Du wirst den Trank der Hölle zu dir nehmen und nur noch dem Satan dienen.«
Ich schwieg, wollte eine Diskussion über dieses Thema vermeiden. Aber in meinem Hirn wirbelten die Gedanken wie ein Puzzlespiel durcheinander.
Wie hatte sich Jane doch verändert! Und ich Flasche nahm an, sie hätte sich losgelöst. Wahnsinn. Das Gegenteil war der Fall. Nach wie

vor war Jane Collins diesem verfluchten de Besançon hörig. Ihre Schau hatte sie nur abgezogen, um mich in die Falle zu locken. Und ich war hineingetappt. Stellte sich die Frage, was man mit mir vorhatte! Ich sollte irgendein Zeug trinken, würde dann wahrscheinlich ebenso werden wie Jane Collins und in die Abhängigkeit meiner Gegner gelangen. Aber dazu wollte ich es nicht kommen lassen. Ich hatte es hier nun mit einer Gegnerin zu tun. Wenn ich alle meine Kräfte mobilisierte, mußte es mir doch gelingen, Jane Collins zu überwältigen.

Aber brachte ich das überhaupt fertig? Eine Frau, die mir viel bedeutete, zu schlagen? Vielleicht sogar zu töten, weil sie sich über alle Maßen wehrte?

Ich erschrak über meine eigenen Gedanken. Ich winkelte meinen rechten Arm etwas an und tastete nach der Beretta.

Sie war verschwunden.

Nein, ich ließ den Vorsatz fallen. Ich konnte Jane kein Haar krümmen. Zuviel verband uns oder hatte uns verbunden.

Fast körperlich spürte ich den Haß, der mir entgegenströmte. Ja, Jane Collins haßte mich. Dieses Gefühl war ihr von einem anderen eingegeben worden.

Und ihn wollte ich packen!

Jane Collins blieb stehen. Sie ließ mich kurzerhand aus ihrem Griff rutschen. Ich prallte zu Boden, und ein ganzes Weltall schien vor meinen Augen aufzublitzen. Dabei war ich nahe daran, abermals das Bewußtsein zu verlieren.

Für wenige Sekunden trat ich weg, wurde aber wieder in die Wirklichkeit zurückgerissen, als mir jemand seinen Fuß in die Seite stieß.

Diese Person war nicht Jane Collins, sondern Gérard de Besançon!

»Da hast du ihn!« sagte Jane.

Ich lag auf dem Rücken.

De Besançon stand über mir. Zum erstenmal schaute ich ihm ins Gesicht. Es war scharf geschnitten, mit von der Nase bis zum Kinn verlaufenden Falten und einer Haut, die durch den tanzenden Fackelschein wie in Blut getaucht wirkte.

Die Fackel wurde von einem Vampir gehalten.

Gierig starrte mich der Sauger an. »Blut!« röchelte er. »Ich will deinen Lebenssaft!«

Er beugte sich über mich, und ich riß schützend die Hände hoch. De Besançon schlug ihm ins Gesicht.

»Nimm dir den anderen vor!« herrschte er ihn an.

Der Vampir duckte sich und verschwand.

Ich wälzte mich auf die Seite und sah, daß ich am Rand einer Treppe lag. Wir mußten uns schon im Keller des Schlosses befinden, aber die

Treppe führte noch tiefer in die Erde. Wahrscheinlich zu den Folterkammern und Verliesen.

Reizende Aussichten…

»Kann er laufen?« fragte der Graf.

Jane Collins hob die Schultern. »Ich glaube nicht. Ich habe ihm ziemlich hart eins über den Schädel gegeben.« Sie lachte wie über einen guten Witz.

Aber es war keiner. Bei Gott nicht. Ich fühlte mich wie gerädert. Der Magen schien mir langsam in die Kehle zu wandern. Vielleicht hatte ich doch eine Gehirnerschütterung davongetragen? Doch das war zweitrangig. Wichtig war erst einmal, daß ich aus dieser verdammten Klemme wieder herauskam. Meine Hoffnungen setzte ich auf Suko und Kommissar Mallmann. Aber der Graf hatte diesen verdammten Vampir auf Suko angesetzt. Und mein Partner war ahnungslos. Wenn dieser de Besançon noch mehr Monster auf Lager hatte, sah ich schwarz.

Auch für Will Mallmann.

Sie hoben mich hoch. Diesmal faßte de Besançon unter meine Achseln, während Jane Collins mich an den Füßen trug.

Die Treppe führte gewunden nach unten. Ich schwankte hin und her. Bei jeder Stufe zuckte es durch meinen Kopf wie eine Stichflamme. Dann erreichten wir die Folterkammer.

Unwillkürlich hielt ich den Atem an. Ich fühlte mich tatsächlich in einen Horrorfilm der alten Schule versetzt. Fast sämtliche Folterinstrumente waren vorhanden, sogar eine Eiserne Jungfrau stand in der Ecke. Sie hatte zwar schon Rost angesetzt, aber drinstecken mochte ich trotzdem nicht.

Neben dem Folterinstrument stand ein Skelett. Gelblich schimmerte der Totenschädel. Strähnig fiel das braune Haar bis auf die Schultern. Über den Knochen hing ein hellblaues Kleid.

Das weibliche Skelett hielt einen Sektkelch in der Hand. Er war mit einer rosa schimmernden Flüssigkeit gefüllt. Der gleiche Trank, der sich auch in den Flaschen befand, die auf dem Tisch standen.

Das Elixier des Teufels!

»Ein Prost auf die Hölle!« begrüßte mich das Skelett, grinste mir häßlich zu und hob das Glas.

Am liebsten hätte ich es ihr aus der Hand geschlagen. Der Graf und Jane Collins lachten. Sie freuten sich diebisch über die Begrüßung. Mich warfen sie auf die Streckbank.

Ich wollte hochspringen, doch Jane Collins drückte mich zurück. »So nicht, John Sinclair!« flüsterte sie rauh.

Gleichzeitig riß de Besançon mir die Arme zurück und steckte meine Hände in die dazugehörigen Lederschlaufen.

Dann waren die Füße an der Reihe.

Wild warf ich mich hin und her, kämpfte verbissen. Mit einem Tritt schleuderte ich de Besançon zurück, doch dann traf mich ein gezielter Handkantenschlag, der mir die Luft raubte.

Jane Collins hatte zugeschlagen.

Böse schaute sie mich an. »Reicht es?«

Ich schnappte nach Luft. De Besançon nutzte die Gelegenheit und band mir die Beine auch noch fest.

Gefesselt und wehrlos lag ich auf der mörderischen Streckbank. Noch nie in meinem Leben hatte ich so viele Niederlagen hintereinander einstecken müssen.

Und ich fragte mich, ob es nicht das Ende eines John Sinclair war…

***

Natürlich paßte es Suko nicht, daß er Kommissar Mallmann allein zurücklassen mußte. Aber es gab keine andere Möglichkeit. Will Mallmann konnte ihn mit seinem verstauchten Knöchel nicht begleiten.

»Ich bin auch ein verdammter Pechvogel!« knirschte er. »Da denkt man, es geht wieder, und schon schlägt das Schicksal zu.« Er setzte noch einen nicht druckreifen Fluch hinterher.

»Mach dir nichts draus«, meinte Suko. »Du kannst schließlich in der freien Natur liegen, während ich in finsteren Gewölben herumschleichen muß.«

»Auf die Natur pfeife ich.« Will Mallmann kroch zu einem Mauerrest und lehnte sich mit dem Rücken dagegen.

»Hast du eine Waffe?« fragte Suko.

»Ja, meine Dienstpistole.«

»Die reicht nicht.« Suko griff unter sein Jackett. »Hier, nimm die. Es ist eine Beretta. Sie verschießt Silberkugeln. Sollte noch ein Ungeheuer auftauchen, brenn ihm eins auf den Pelz.«

Will nahm die Pistole entgegen. »Und du?« fragte er. »Womit verteidigst du dich?«

Suko deutete auf seine Fäuste. »Erstens hiermit und dann mit dem Dolch.« Er zog die geweihte silberne Klinge aus einer Gürtelscheide. »Damit gehe ich ebenso gut um wie andere mit ihren Schießeisen.«

Kommissar Mallmann war einigermaßen beruhigt.

Es wurde merklich kühler. Die ersten Abendnebel bildeten sich. Wie hauchdünne Schleier lagen sie kniehoch über den Wiesen. Die Bäume schüttelten ihr Laub ab und machten aus dem Boden einen bunten Teppich.

Die Stille über der alten Schloßruine war unnatürlich. Jetzt brach langsam die Dämmerung herein, in den Ecken und Nischen wurde es schon dunkel. Teile der Mauern lagen im Schatten und schienen ein geisterhaftes Eigenleben zu führen.

Suko suchte zuerst den Innenhof der alten Burg ab. Er schaute hinter jede Mauer, blickte sogar in den alten Brunnenschacht, leuchtete mit der Taschenlampe in finstere Ecken und Winkel und sah doch von mir nicht den Zipfel eines Hemds.

Langsam wurde Suko unruhig. In Luft aufgelöst haben konnte ich mich nicht. Suko ging auch davon aus, daß ich ihm Bescheid gegeben hätte, wenn ich verschwunden wäre. Für ihn blieb nur noch eine Möglichkeit. Ich war unfreiwillig verschleppt worden.

Als Gefangener der anderen Seite.

Auch der Chinese wußte von den Geheimgängen, mit denen die alten Burgen und Schlösser früher ausgestattet worden war. Konzentriert begann er mit seiner Suche nach irgendeinem versteckten Einstieg.

Er suchte auch im alten Turm nach und betrat dann das noch verbliebene Innere der Schloßruine.

Graues Zwielicht empfing ihn. Überall lag der Schutt verstreut. Durch das zerstörte Dach schimmerte der langsam dunkler werdende Himmel. Auch innerhalb der zerstörten Gebäude hatte das Unkraut sich ausgebreitet. Suko entdeckte zahlreiche verlassene Vogelnester. Spinnweben hingen von kantig abstehenden Balken, und in einem Kamin türmte sich Unrat, den wilde Camper dort einfach hingeworfen hatten. Der Abfall war mit einer dicken Schimmelschicht überzogen.

Er schritt durch die zerstörten, hallenartigen Räume und suchte besonders gut den Boden ab.

Dann ging es nicht mehr weiter. Ein Seitenflügel der Burg war völlig eingestürzt. Die Mauerreste türmten sich zu einem kaum zu überwindenden Hindernis hoch.

Suko überlegte. Er schaltete seine kleine Lampe ein und ließ den Strahl langsam über den verdreckten Boden wandern. Fingerdick lag der Staub. Deutlich zeichneten sich auch seine Fußabdrücke darin ab.

Aber nicht nur seine.

Suko sah etwas anderes. Eine quadratische Platte, die sich nahtlos in das Gefüge des Boden einordnete. Mit den Händen schaufelte der Chinese den Staub zur Seite, befreite die Platte vom Dreck der Jahrhunderte und fand ganz in der Nähe eine knopfartige Erhebung.

Er drehte sie in alle vier Richtungen. Sand und uralter Mörtel knirschten gänsehauterzeugend. Langsam sank der Stein nach unten, legte eine dunkle Öffnung frei und glitt dann zur Seite.

Der Chinese kniete sich vor dem Quadrat zu Boden. Er leuchtete mit der Lampe in die Öffnung hinein und war überrascht, daß der Strahl schon nach etwa zwei Yards auf festen Boden traf.

Suko zögerte keine Sekunde. Mit den Handballen stützte er sich ab und sprang in das Dunkel.

Vor ihm lag ein finsterer Gang. Er führte leicht geneigt in unbekannte Tiefen, verlor jedoch nicht an Höhe, so daß der Chinese aufrecht

stehen konnte.
Schritt für Schritt wagte er sich vor.
Schon bald lag der kalte Schweiß auf seinem Körper. Suko hatte das Gefühl, von der Dunkelheit erdrückt zu werden. Die kleine Lampe deckte er oft mit der Handfläche ab, aus Angst, bemerkt zu werden. Sollten die Feinde irgendwo in der Finsternis lauern, wollte er ihnen nicht ins offene Messer rennen.
Dann machte der Gang einen Knick. Er führte nach rechts. Suko rief sich den überirdischen Teil des Schlosses ins Gedächtnis und kam zu dem Ergebnis, daß der Gang unter den Burghof führen mußte.
Suko ging weiter.
Schon bald sah er sich in einem regelrechten Labyrinth. Es gab Quergänge, Seitenstollen und finstere Nischen, in denen jede Art von Gefahr lauern konnte.
Sukos Nackenhaare stellten sich quer. Er spürte, daß etwas in der Luft lag, daß er nicht mehr allein war.
Jemand kam.
Suko hörte zwar keine Schritte, aber sein sechster Sinn hatte auf Alarm geschaltet.
Und getäuscht hatte sich der Chinese selten.
Auch diesmal nicht.
Hinter seinem Rücken hörte er ein schabendes Geräusch. Suko ging einen Schritt zur Seite und wirbelte herum.
Da sah er die bleiche Gestalt.
Sie stand nur zwei Schritte vor ihm, war kleiner als er und hielt eine brennende Fackel in der Hand. Der Schein reichte aus, um die kleine Holztür zu erkennen, die sich hinter dem Mann befand und aus der er gekommen war.
Der Schein reichte aber auch aus, um das Gesicht des Mannes zu beleuchten. Seine Eckzähne ragten weit aus dem Oberkiefer und berührten fast die Unterlippe.
Suko stand einem blutrünstigen Vampir gegenüber!

***

Ich lag auf der verdammten Streckbank und konnte mich nicht befreien. Dabei dachte ich daran, welchen Zweck solch ein Marterinstrument in der Vergangenheit zu erfüllen gehabt hatte, und bei diesen Gedanken wurde es mir heiß und kalt.
Doch mein Schicksal sollte anders aussehen. Jane teilte es mir mit. Meine Jane!
Himmel, wie hatte sie sich verändert. Nach außen hin schön wie eh und je, war sie innerlich doch zu einem regelrechten Monster geworden. Die Saat des Bösen hatte Jane Collins vergiftet. Und ich wußte nicht, wie ich ihr helfen sollte.

»Ich werde den Trank für dich bereiten!« zischte sie mir ins Gesicht. »Das Vergnügen lasse ich mir nicht nehmen, John Sinclair.« Sie lachte und schritt auf den Tisch zu. Dort nahm sie eine Flasche und setzte sie an den Mund.

De Besançon war schneller. Bevor Jane trinken konnte, riß er ihr die Flasche aus der Hand. »Laß es sein!« fauchte er sie an.

»Aber warum denn?« Jane heulte auf und verzerrte ihr Gesicht.

»Erst muß er einen Schluck nehmen.« Der Graf deutete auf mich.

Ich lag etwas im Halbdunkel, konnte von den beiden nicht gesehen werden.

Fieberhaft arbeitete ich daran, meine Hände frei zu bekommen. Die Streckbank war uralt, und ebenso alt war das Leder. Mit der Zeit war es brüchig geworden, hatte tiefe Risse und Kerben bekommen. Ich zerrte und dehnte und wollte erst einmal nur eins.

Zeit schinden!

»Ich habe noch eine Frage, Graf«, rief ich de Besançon an.

»Und?«

»Wenn ich wie Jane Collins auch davon getrunken habe, ist es dann für alle Zeiten vorbei? Oder gibt es noch eine Möglichkeit, das Geschehene rückgängig zu machen?«

Der Graf lachte.

Ich fieberte seiner Antwort entgegen.

»Ja«, sagte er nach einer Pause. »Es gibt noch eine Möglichkeit.«

»Sag sie ihm nicht!« schrie Jane. »Sag sie ihm nicht…«

»Warum? Ich bin doch kein Unmensch. Er soll seinen letzten Wunsch erfüllt bekommen.« Der Graf kam einen Schritt näher, und ich stoppte meine Befreiungsversuche.

»Gesetzt den Fall, Sie wollten Jane Collins retten, dann müßten sie bei ihr eine Art Blutaustausch vornehmen. Das heißt, Sie müßten von Ihrem Blut opfern, um sie wieder so werden zu lassen wie früher.«

Ich war mit der Antwort zufrieden. Eine Lösung gab es also. Doch Jane keifte: »Niemals, niemals würde ich so etwas zulassen. Ich hasse ihn. Ich hasse diesen verdammten Bastard. Gib ihm endlich zu trinken, Gérard!«

»Nein, meine Liebe, das wirst du übernehmen.« Der Graf wandte sich ab und hob eine Flasche an.

Mir blieb verdammt wenig Zeit. Wie ein Berserker zerrte ich an den Lederriemen. Sie mußten irgendwann brechen. Sie mußten es. Ich keuchte, der Schweiß lag dick auf meinem Gesicht. In meinem Schädel hämmerte und dröhnte es.

Aber ich gab nicht auf. Der Lebenswille mobilisierte sämtliche Kräfte in mir.

Weiter! Nur weitermachen.

Graf de Besançon füllte einen Sektkelch mit dem Elixier der Hölle.

Rosafarben schimmerte die Flüssigkeit. Kleine Gasperlen stiegen der Oberfläche entgegen.

Jane nahm den Kelch entgegen. Ihre Hand zitterte ein wenig, und die Flüssigkeit schwappte über.

»Sei ganz ruhig«, sagte der Graf. »Er kann sich nicht befreien.«

Mit dem Glas in der Hand trat Jane Collins auf mich zu. Auch der Graf und das Skelett kamen näher. Sie wollten dabeisein, wenn ich den Höllentrank zu mir nahm.

Jane Collins flüsterte. »Du brauchst deinen Mund gar nicht zu öffnen. Schon einige Tropfen reichen, um dich zu einem Diener der Finsternis zu machen.«

Ich spannte meinen Körper, bäumte mich auf.

Jane kicherte.

Dann stand sie neben mir. Sie neigte den Kelch, kippte das Gebräu aus und schrie: »Dann trink!«

***

Der Vampir griff sofort an.

Mit der brennenden Fackel schlug er zu, zielte dabei auf Sukos Kopf, doch der Chinese ging blitzschnell in die Knie.

Der feurige Streifen jagte über ihn hinweg, und bevor der Vampir zum zweitenmal ausholen konnte, zischte Sukos Handkante von unten nach oben.

Es war ein mörderischer Schlag, mit den Augen kaum zu verfolgen, und er traf den Stiel der brennenden Fackel, kappte ihn genau in der Mitte. So leicht, als wäre er ein Strohhalm.

Der brennende Teil der Fackel fiel zu Boden. Suko trat ihn mit dem Fuß zur Seite.

Der Vampir aber stierte auf den Stumpf in seiner Hand. Die auf dem Boden liegende Fackel gab noch genügend Licht, um sein verzerrtes, aber auch ungläubiges Gesicht zu sehen. Daß jemand keine Angst vor ihm besaß, hatte er noch nie erlebt.

Der Chinese lächelte kalt. »Und nun, Blutsauger?« fragte er.

Jean duckte sich noch tiefer. Seine Hände schlossen und öffneten sich. In seinem Innern mußte ein ungeheurer Kampf toben. Groß waren seine Augen, nahezu übergroß. In den Blicken stand die Gier geschrieben. Die Gier nach dem Lebenssaft eines Menschen.

Und vor ihm befand sich ein Mensch.

Aber der hatte keine Angst.

Unfaßbar für den Untoten.

Suko gab sich äußerst selbstsicher. »Wo befindet sich John Sinclair?« fragte er.

»Hast du Angst um ihn?« höhnte der Vampir. Er mußte sich Luft machen. Er wollte sehen, daß auch der andere das große Zittern

bekam. »Dein Freund ist in guter Obhut. Und er wird sterben. Und zwar durch die Hand der blonden Frau.«

»Will sie ihn wirklich töten?« fragte Suko.

»Nicht direkt. Aber das, was er erleiden wird, ist schlimmer als der Tod. Er soll das Elixier der Hölle trinken, und es wird in seinen Adern rauschen wie ein furchtbares Serum. Er wird nicht mehr wissen, ob er ein Mensch ist oder ein Monster. Sinclair, dein Freund, wird einer von uns!«

»Wo steckt er?« wiederholte Suko seine Frage.

»Das sage ich nicht.« Über das Gesicht des Vampirs glitt ein triumphierendes Lächeln.

Da zog Suko den Dolch. Er hielt die Klinge so, daß die Spitze dorthin zeigte, wo bei einem normalen Menschen das Herz schlägt.

»Willst du wirklich nicht reden?«

Der Widergänger zuckte zusammen. Dann fing er sich. »Damit kannst du mich nicht töten!«

»Wirklich nicht?« höhnte Suko. Er ging einen Schritt näher. Dann packte er zu, riß den Vampir herum, preßte seinen linken Arm um dessen Hals und setzte ihm die Spitze des Messers auf die Brust. »Dieser Dolch ist aus geweihtem Silber!« flüsterte er dem Untoten ins Ohr, der vergeblich versuchte, den Griff zu sprengen. »Ein Stich genügt, und du wirst verfaulen wie das Laub im Herbst.«

Jean zitterte. Er stöhnte, keuchte und winselte. Er spürte die für ihn tödliche Weiße Magie des Silbers. Und er wußte glasklar, daß seine Chancen gesunken waren. Zu sehr hatte er sich auf die Kraft der Hölle verlassen und nicht damit gerechnet, daß die andere Seite oft die besseren Trümpfe besaß.

So war es oft. Gerade Dämonen der unteren Rangstufen unterschätzten ihre Gegner.

»Und jetzt führst du mich zu deinem Meister!« flüsterte Suko dem Vampir ins Ohr. »Aber denk daran, keine Mätzchen, sonst ist es vorbei mit dir!«

»Du… du… willst in die Folterkammer?« hauchte der Untote.

»Ja.«

»Dann begibst du dich freiwillig in den Tod.«

»Überlasse das ruhig mir«, erwiderte Suko kalt. »Und jetzt vorwärts!«

»Wir müssen zurück«, sagte der Untote. »Durch die Holztür!«

Suko drehte seinen Gefangenen um. Der Vampir zog die Tür auf, und Suko mußte sich bücken, um hindurchgehen zu können.

Wieder lag ein Gang vor ihnen. Er führte tiefer in das Labyrinth unterhalb der Burg.

Doch hier brannten Fackeln an den Wänden, die den Gang gut ausleuchteten.

Suko wußte, daß es auf jede Sekunde ankam. Deshalb trieb er den

Untoten auch zur Eile an.

Wie ein Sack hing der Vampir in seinem Griff. Hin und wieder murmelte er Verwünschungen.

Dann erreichten sie eine Treppe.

Suko hörte Stimmen. Sie drangen aus einem Verlies, das am Ende der Treppe lag.

»Wenn du schreist oder die anderen warnen willst, steche ich zu!« drohte der Chinese.

Jean nickte.

Sie schlichen die Treppe hinunter. Suko lauschte auf die Stimmen. Verstehen konnte er nichts. Plötzlich vernahm er Janes Stimme.

»Dann trink!« schrie sie.

Für Suko ging es um Sekunden. Er schleuderte den Blutsauger von sich, daß er sich mehrmals überschlagend die Stufen hinunterfiel. Suko raste los und hetzte mit Riesenschritten der höllischen Folterkammer entgegen…

***

Ich hörte Janes peitschenden Befehl, sah, wie mir die Flüssigkeit entgegenschwappte und zerrte mit aller mir zur Verfügung stehenden Kraft an den verdammten Lederriemen.

Der linke riß.

Die Hand war frei.

Gleichzeitig drehte ich meinen Kopf zur Seite. Die Flüssigkeit schwappte neben mich und klatschte auf die Folterbank. Einige Tropfen trafen noch mein Gesicht, das aber war alles.

Jane Collins schrie vor Wut und Enttäuschung auf. Sie ballte die Hände, und ich mußte mich wehren.

Was ich dann tat, ist mir verdammt nicht leichtgefallen, aber mir blieb einfach keine andere Möglichkeit. Ich holte mit der freien linken Hand aus und schlug Jane ins Gesicht. Der Schlag war hart, und Jane Collins wurde bis zu dem Tisch zurückgetrieben, wo sie mit den Ellenbogen einige Flaschen umstieß.

Noch standen meine Chancen schlecht, denn mit nur einem freien Arm konnte ich mich kaum gegen mehrere Gegner behaupten.

Der Graf war durcheinander. »Bring ihn um, Germaine!« schrie er.

Mit Germaine war das Skelett gemeint. Es reagierte gedankenschnell. Riß eine mit Haken versehene Lanze von der Wand und sprang auf mich zu.

Stoßbereit hielt es das verdammte Instrument. Fest umklammerten beide Fäuste den mit Schimmel überzogenen Holzstiel.

Verzweifelt hob ich den linken Arm, um den Stoß vielleicht noch abzuwehren, riß gleichzeitig an der rechten Schlaufe, da griff jemand ein, mit dem ich nie gerechnet hätte.

Wie ein Torpedo stürzte Suko in die Folterkammer.
Und er hatte den geweihten Dolch.
»Hier spielt die Musik!« gellte seine Stimme. Er hob den Arm und schleuderte die magische Waffe.
Der silberne Blitz fuhr durch die Luft, durchbohrte den Stoff des Kleides in Brusthöhe und klemmte sich fest.
Das Skelett wankte zurück. Die Lanze wurde plötzlich unheimlich schwer und klirrte dann zu Boden.
Im gleichen Augenblick riß das Leder an meiner rechten Hand. Ich setzte mich auf, streckte die Arme aus und versuchte, auch die Schlaufen an meinen Füßen zu lockern.
Noch war ich Statist, noch mußte Suko allein kämpfen.
De Besançon griff ihn an. Er warf Suko eine Flasche entgegen, doch der Chinese zog den Kopf ein. Die Flasche wirbelte über ihn hinweg, klatschte gegen die Wand und zersplitterte. Weglaufen konnte de Besançon nicht, denn mein Partner versperrte den Eingang.
Er schickte Jane vor.
Mit gespreizten Fingern ging sie auf Suko los.
»Bist du wahnsinnig?« schrie er, doch Jane Collins hörte ihn nicht oder wollte ihn nicht hören.
Suko bekam ihre Arme zu packen, drehte sie herum und schleuderte Jane zur Seite.
Da jedoch hing ihm der Vampir im Nacken. Er sprang Suko an, drückte ihn mit seinem Gewicht nach vorn, und der Chinese fiel mit ihm zusammen über den Tisch.
Ich löste die letzten Fesseln.
Gerade fuhr de Besançon mit einem Schrei auf den Lippen herum. In der rechten Faust hielt er einen Morgenstern, eine mit Eisennägeln gespickte Kugel.
»Sinclair!« heulte er und warf sich mir entgegen.
Eiskalt wartete ich ab. Als er zuschlug, sprang ich zur Seite. Funken sprühten auf, da der Morgenstern nur die Steinwand der Folterkammer traf.
Ich aber jagte auf Jane Collins zu, denn sie hatte meine Beretta. Sie steckte hinten in ihrem Gürtel. Aus den Augenwinkeln bekam ich noch mit, wie das Skelett verfiel.
Aber Jane, die Wahnsinnige, zog die Waffe und legte auf mich an.
»Nicht!« brüllte ich. »Mach dich nicht unglücklich!«
Doch Jane wollte schießen. Und ich war zu weit entfernt, um sie mit einem Sprung zu erreichen.
Da fetzte ich mein Hemd entzwei.
Das magische silberne Kreuz mit den geheimnisvollen Zeichen blinkte auf meiner Brust.
Janes Augen wurden groß. Wie ein Magnet zog sie der Anblick an.

Die Hand mit der Waffe sank um eine Idee nach unten.
Ich war plötzlich nicht mehr der Todfeind. Rasch nahm ich ihr die Beretta ab.
Mit der Waffe in der Hand wirbelte ich herum und sah gerade noch, daß de Besançon aus der Folterkammer stürmte.
Er ergriff die Flucht.
Ich wollte hinterher, doch Suko und der Vampir versperrten mir den Weg. Suko hatte den Blutsauger gepackt und drehte ihn wie einen Kreisel. Dann ließ er ihn los.
Jean wurde durch die Luft geschleudert und blieb dicht vor der Treppe liegen.
Ich hätte ihn mit einer Silberkugel töten können, aber im Augenblick war Jane Collins wichtiger.
Ich lief auf sie zu.
Mit leerem Blick schaute sie mich an.
Ihr Gesicht war leichenblaß. Ich nahm es in beide Hände. »Jane«, flüsterte ich, »Jane, was ist…?«
Sie gab keine Antwort. Ich sah, daß sie den Blick senkte und auf das Kreuz starrte.
Suko schritt an mir vorbei und nahm den Dolch auf. Er tippte mir auf die Schulter. »Wir müssen hinter de Besançon her. Wenn der Kerl entkommt, sehe ich schwarz.«
Ich erwachte wie aus einer Trance. »Okay.« Dann nahm ich Jane Collins kurzerhand auf den Arm und lief mit ihr auf die Treppe zu.
Suko fluchte. »Verdammt, jetzt ist dieser Vampir auch verschwunden. So was ist mir noch nie passiert.«
Ich hörte ihn gar nicht richtig, sondern dachte nur noch an Jane Collins. Ich betete innerlich, daß ich sie noch retten konnte.
De Besançon war mir im Moment egal.

***

Will Mallmann hatte es längst aufgegeben, über seinen verstauchten Knöchel zu fluchen. Er mußte sich mit seinem Schicksal abfinden. Immer dicker schwoll der Fuß an.
Der Bach, der ganz in der Nähe vorbeifloß, brachte ihn auf eine Idee. Wenn er sein Taschentuch näßte, konnte er den Fuß vielleicht damit kühlen und ein weiteres Anschwellen stoppen.
Will hinkte los.
Immer stärker fiel die Dämmerung in das Hochtal. Nur noch die Spitzen der höchsten Erhebungen standen im klaren Licht. Doch unaufhaltsam wurde die graue Wand der einbrechenden Nacht weitergetrieben.
Auch die Temperatur sank. Es wurde empfindlich kühl nach dem warmen Sonnentag. Da warme und kalte Luft aufeinanderstießen,

bildeten sich Nebelschleier, die wie feine Gespinste über die Wiesen krochen und sich in der Nähe des Bachs zu einer niedrigen grauen Wand zusammenballten. Die Luft schmeckte feucht und klamm. In der Ferne war ein urwelthaftes Röhren zu hören. Die Hirsche hatten Brunftzeit, und ihre Paarungslaute erfüllten den herbstlich gefärbten Wald.

Längst schon war das Gras feucht. Die einzelnen Halme klebten aneinander. Sie näßten Mallmanns Gesicht.

Der Kommissar legte zweimal eine Pause ein, bevor er den Bachrand erreichte. Er mußte sich noch durch zähes Unterholz winden, dann erst konnte er seine Hände in die kalte, schnell fließende und sprudelnde Flüssigkeit tauchen.

Mallmann holte sein Taschentuch hervor, tauchte es ein, wrang es aus, tauchte es wieder ein und band es dann um seinen linken Knöchel. Fest schnürte er den Knoten.

Die Kühle tat gut.

»Ja«, stöhnte der Kommissar, »das ist richtig.« Er spielte mit dem Gedanken, hier am Bachufer einfach sitzenzubleiben, doch dann fiel ihm ein, daß er an dieser Stelle schwer zu finden war. Hinzu kam noch der Nebel, der streifenartig über dem Schloßvorhof lag. Will Mallmann beschloß, wieder an die alte Stelle zurückzukehren. Zuvor jedoch tauchte er das Tuch noch einmal ein und kühlte seinen Knöchel.

Dann humpelte er zurück. Mit sich und der Welt unzufrieden. Oft stellte er sich die Frage, wie es seinen Freunden erging. Er hörte nichts und sah nichts, und auch von seinen Gegnern war keine Spur zu entdecken.

Diesmal kürzte der Kommissar den Weg ab.

Und dann sah er die Gestalt.

Sie stand wie ein Schatten im Nebel und wandte dem Kommissar den Rücken zu.

Mallmann hielt inne. Er wagte kaum zu atmen. Der Unbekannte lauerte nur wenige Schritte vor ihm.

Wo er so plötzlich hergekommen war, darüber machte sich der Kommissar keine Gedanken, für ihn zählte nur, daß er nicht zu seinen Freunden gehörte.

Der Kerl mußte auf irgendwen warten, dies war seiner Haltung deutlich anzumerken.

Zwischen ihm und Mallmann wogten die Nebelschleier. Der deutsche Kommissar war vorsichtig. Er wollte kein Risiko eingehen, legte sich etwas auf die Seite und fingerte nach seiner Beretta. Behutsam zog er die Waffe aus dem Gürtel. Dann stützte er sich mit der linken Hand auf, gelangte in eine sitzende Stellung und streckte den rechten Arm aus.

Plötzlich wirbelte der Unbekannte herum. Er mußte irgend etwas gehört haben.

Mallmann erschrak.

Er sah in ein bleiches, verzerrtes Gesicht, in dem der Mund weit aufgerissen war und zwei nadelspitze Zähne präsentierte.

Der Mann vor dem Kommissar war ein Vampir!

***

Will Mallmann begriff im Bruchteil einer Sekunde. Er stand nicht zum erstenmal einem Vampir gegenüber, und doch jagte ihm dieser Anblick noch immer einen heißen Schrecken ein.

Er und sein Gegner starrten sich an.

Mallmann schaute über den Lauf der Pistole hinweg. Es war ein stummes Ringen mit den Blicken.

Zwei, drei Sekunden geschah nichts. Die Luft zwischen ihnen schien vor Spannung zu knistern. Bis Will das Steuer an sich riß.

»Heb ganz vorsichtig die Hände!« flüsterte er.

Jetzt lachte der Vampir. »Willst du mich töten?«

»Ja. Wenn du nicht tust, was ich dir sage!«

»Womit denn?«

»Mit einer Silberkugel. Oder bist du neuerdings gegen geweihte Kugeln immun?«

Da stieß der Blutsauger ein schreckliches Fauchen aus. Er nahm die Arme nicht hoch, sondern streckte sie aus und sprang vor.

Genau auf Will Mallmann zu.

Der Kommissar sah den Schatten, zögerte und schoß.

Das Silbergeschoß peitschte aus dem Lauf, und noch in der gleichen Sekunde krachte der Untote gegen den Kommissar.

Für Will Mallmann begann ein Kampf auf Leben und Tod!

***

Hinter Suko hastete ich die Stufen hoch. Wie tot lag Jane Collins in meinen Armen. Manchmal murmelte sie sinnlose Worte, die ich nicht verstand. Sie befand sich am Rande einer Ohnmacht. Die Macht des silbernen Kreuzes mußte tief in ihrem Innern etwas zerrissen haben.

»Kennst du dich in diesem verfluchten Labyrinth aus?« rief ich Suko an.

»Einigermaßen.«

»Okay. Mich haben sie hier bewußtlos reingeschleppt.«

Am Ende der Treppe riß Suko eine Fackel aus der Halterung. Er wandte kurz den Kopf. »Soll ich Jane nicht lieber tragen?«

»Nein.«

»Wie du willst.«

Wir gingen weiter. Und das so rasch wie möglich, denn de Besançon und der Vampir waren entkommen.

Jane wurde auf meinen Armen immer schwerer. Auch hatte ich die Nachwirkungen des Schlages noch nicht überwunden, in meinem Kopf hämmerte und bohrte es.

Ich biß die Zähne zusammen und folgte Suko auf dem Fuß. Er schaffte es auch nicht auf Anhieb, den richtigen Weg zu finden. Zweimal verliefen wir uns.

Dann aber wußte Suko Bescheid.

Ich spürte meine Arme kaum mehr und schwankte schon bedenklich, als wir endlich den Ausstieg erreichten.

Suko kletterte als erster hoch, beugte sich in die Luke hinunter und nahm mir Jane Collins ab.

Dann half er mir hoch.

Erschöpft blieb ich stehen und holte erst einmal tief Luft. Der Schwindel legte sich, die Kraft kehrte wieder zurück.

»Weiter!« forderte mein Partner.

Ich nickte. Diesmal hatte ich nichts dagegen, daß er mir Jane Collins abnahm.

Wir befanden uns in einem Teil des Schlosses, den ich noch nicht kannte. Über Geröll und Schutt stiegen wir hinweg, erreichten den Ausgang und standen im Innenhof der alten Burg.

Nebelschwaden umhüllten uns.

Von de Besançon war nichts zu sehen.

Und auch der Vampir ließ sich nicht blicken.

Wir überlegten noch, was wir unternehmen sollten, da peitschte ein Schuß auf.

»Will Mallmann!« rief ich.

Suko reagierte schon. Er legte Jane zu Boden, rannte los, und schon bald hatte ihn die Nebelwand verschluckt.

Ich blieb bei Jane Collins zurück, wollte sie in dieser Situation nicht allein lassen.

Wie gut dieses Vorhaben war, bemerkte ich zwei Sekunden später. Aus dem Nebel tauchte eine Gestalt auf. Vorsichtig bewegte sie sich auf den freien Burginnenhof zu. Die Gestalt wandte mir die Seite zu, hatte mich noch nicht entdeckt.

Aber ich sah ihn.

»Graf de Besançon!« rief ich ihn an.

Der Kerl wirbelte herum. Gleichzeitig riß er seinen Morgenstern hoch.

Da schnellte ich auf ihn zu!

***

Der Nebel verzerrte alle Geräusche. Deshalb fand Suko auch nicht sofort die Stelle, an der wir Will Mallmann zurückgelassen hatten.

Der Kommissar kämpfte inzwischen verbissen gegen seinen

dämonischen Gegner. Der erste Schuß war fehlgegangen. Zu einem zweiten kam Mallmann nicht mehr.

Der Vampir war ungeheuer schnell.

Er drosch die Waffenhand des Kommissars zur Seite und warf sich auf ihn.

Mallmann versuchte, den Körper abzublocken, doch der Vampir besaß die Kräfte der Hölle. Der angeschlagene Kommissar war für ihn kein Gegner. Noch hielt Will die Beretta umklammert. Er wollte den Arm drehen und die Mündung gegen die Schläfe des Vampirs pressen.

Doch Jean ahnte das Vorhaben. Gedankenschnell drehte er Mallmanns Gelenk herum. Die Beretta rutschte dem Kommissar aus den Fingern und fiel ins feuchte Gras.

Triumphierend heulte der Vampir auf. Jetzt hatte er sein Opfer. Zu lange schon wartete er.

Doch Jean freute sich zu früh.

Ein Schatten tauchte aus der Nebelwand auf. Ehe sich der Vampir versah, wurde er von harter Hand hochgerissen und herumgeschleudert. Jean warf die Arme in die Luft, riß weit die Augen auf und sah den Chinesen vor sich.

»Aus für dich!« rief Suko.

Seine rechte Hand mit dem Dolch zuckte vor.

Und traf!

Der Vampir starb den Tod, der schon beinahe klassisch zu nennen war. Sein Körper löste sich auf, und nur noch Asche blieb zurück. Sie bildete eine erdgraue Schicht auf dem grünen Gras.

Suko steckte den Dolch ein und half Kommissar Mallmann auf die Beine. »Danke!« keuchte Will, »vielen Dank.« An Sukos Schulter stützte er sich ab.

»Wo ist John?« fragte er.

Der Chinese lächelte. »Wir gehen zu ihm.«

Auf Suko gestützt humpelte Kommissar Will Mallmann über den alten Schloßhof. Für ihn war das Abenteuer beendet.

Für mich nicht!

***

Diesmal hatte ich es mit einem Menschen zu tun und nicht, wie so oft, mit einem Dämon. Zwar war dieser Mensch besessen, aber er gehörte doch nicht zu denen, deren Zuhause das absolute Chaos war, wo das Grauen die Gesetze diktierte.

Daran mußte ich denken, als de Besançon mich angriff. Ich wollte ihn mit den Fäusten besiegen.

Nicht töten!

Aber de Besançon war blind in seinem Haß. Ihn diktierte der Vernichtungswille, der sich allein auf mich, seinen Gegner,

konzentriert hatte.

Ich blieb gelassen. Auch meine Kopfschmerzen waren inzwischen zurückgegangen. Eiskalt erwartete ich seinen Angriff.

Der erste Schlag pfiff heran, und ich steppte zur Seite. Wieder holte er aus.

Diesmal schaffte ich es mit einer Drehung.

De Besançon fightete wie ein Wahnsinniger. Links, rechts. Die Schläge kamen von oben oder wurden von unten hochgezogen. Aber mich traf er nicht.

Er keuchte. »Bleib stehen, du Hund! Verdammt, bleib stehen!«

»Komm doch«, lockte ich ihn. »Ich dachte immer, du wärst so stark!«

Mein Spott trieb ihn fast zum Wahnsinn. Er hatte sich eine schlechte Waffe ausgesucht. Der Morgenstern war zwar tödlich, wenn er traf, er war aber auch unhandlich und schwer. De Besançon mußte jedesmal weit ausholen.

Mittlerweile durchschaute ich seine Taktik. Ich lockte ihn in die Nähe einer mannshohen Brandmauer. Das Stück Ruine war mit Moos überwachsen. Im Mauerwerk klafften große Risse und Spalten.

»Ich schlage dich tot!« brüllte der Graf und legte alles in seinen letzten Hieb.

Der Morgenstern fegte auf mich zu. Doch kurz bevor mich die Kugel erreichte, ließ ich mich zu Boden fallen. Der Morgenstern pfiff über mich hinweg und donnerte gegen die Mauer.

Es knirschte und bröckelte. Putz und Steine wurden aus dem Verbund herausgefetzt und flogen nach hinten. Von der Wucht des Aufpralls fiel de Besançon gegen mich.

Ich hockte auf dem Boden. Dann schoß ich hoch. Und mit mir meine geballten Fäuste.

Ich traf Gérard de Besançon genau auf den Punkt. Vielleicht hatte er auch ein Glaskinn. Es interessierte mich nicht. De Besançon wankte zurück. Ungläubiges Staunen breitete sich auf seinem Gesicht aus. Seine Arme flatterten, als würden sie gar nicht zu ihm gehören.

Dann fiel er um.

Einfach so.

Jemand klatschte. Es war Suko, der mit Kommissar Mallmann aus dem Nebel auftauchte.

»Laß es sein«, sagte ich, »mir ist nicht nach Beifall zumute. Was ist mit dem Vampir?«

»Erledigt«, antwortete er knapp.

Mallmann setzte sich auf einen Felsblock. Suko ging wieder auf den zerstörten Nebentrakt zu.

»Wo willst du hin?« rief ich ihm nach.

»Runter in die Folterkammer. Und da werde ich jede einzelne Flasche mit Vergnügen zerschlagen.«

Ich hielt Suko nicht ab, sondern kümmerte mich um Jane Collins. Jetzt kam es darauf an, ob de Besançon gelogen hatte.

***

Ich nahm mein Taschenmesser. Mit Daumen und Zeigefinger zog ich die Klinge hervor.

Will Mallmann betrachtete mich staunend. »Was hast du vor, John?«

»Erkläre ich dir später.«

Neben Jane Collins ging ich in die Knie. Rücklings lag sie im nassen Gras. Die Haare hatten sich wie ein goldenes Vlies um ihren Kopf gebreitet.

Sie war ohnmächtig, aber schön wie eh und je.

Mir tat es in der Seele weh, aber es gab keine andere Möglichkeit. Ich drehte ihren Arm in die richtige Lage und hob ihn mit der linken Hand an.

In der rechten hielt ich das Messer.

Vorsichtig führte ich die Spitze bis dicht an die straffe Haut des Innenarmgelenks. Mein Herz hämmerte. Scharf saugte ich den Atem ein. Über meinen Rücken rann der Schweiß.

Still war es. Ich hörte nur das Pochen meines eigenen Herzens.

Dann führte ich den Schnitt durch. Zweimal. Einmal waagerecht und wieder senkrecht. Die Schnittstelle bildete ein Kreuz.

Jane stöhnte.

Es tat mir weh, bis ins Innerste hinein. Ich merkte kaum, daß ich mir ebenfalls den Kreuzschnitt beibrachte. Sofort trat das Blut aus der Wunde. Blitzschnell preßte ich meinen Arm gegen Janes Wunde. Unser Blut vermischte sich.

Ich war der Kämpfer des Lichts. Mein Blut war rein, von keinem dämonischen Keim befallen. Auf für mich unerklärliche magische Weise würde der Blutaustausch den Keim des Bösen aus Jane Collins vertreiben.

Fünf Minuten wartete ich ab. Selten war mir eine Zeit so lang geworden.

Dann richtete ich mich auf und band Janes Arm mit einem sauberen Taschentuch ab. Für meine Wunde zerfetzte ich mein Hemd.

War es mir gelungen, den Keim aus Jane Collins herauszutreiben? Bange Minuten vergingen. Weder Will Mallmann noch ich sprachen ein Wort.

Gérard de Besançon lag noch immer bewußtlos im Gras. Von ihm drohte uns keine Gefahr.

Plötzlich schlug Jane die Augen auf. Sofort beugte ich mich über sie, faßte ihre Schulter.

Sie schaute mich. »John, Darling«, flüsterte sie. »Du hier?«

Ich hätte schreien können vor Freude. Schreien, tanzen und was weiß

ich nicht alles.

Statt dessen riß ich Jane Collins hoch und preßte sie so fest an mich, daß sie das Gefühl haben mußte, ich würde sie nie mehr loslassen.

Schließlich war es Suko, der uns mit einem trockenen Hüsteln auseinanderbrachte.

»Das wäre erledigt«, sagte er nur. »Meinetwegen können die Würmer jetzt den Wein saufen, aber kein Mensch mehr.« Er trat zu de Besançon und zog ihn hoch. »Was machen wir mit ihm?«

Will Mallmann meldete sich. »Das ist meine Sache, Suko. Ich habe gute Beziehungen zu den französischen Behörden. Mir wird schon das Passende einfallen.«

Davon war ich fest überzeugt.

***

Ich habe Jane nie alles erzählt. Aus Angst, daß dieses Abenteuer irgendwelchen Schaden bei ihr hinterlassen könnte. Will Mallmann kümmerte sich in der Tat um Gérard de Besançon. Der Graf wurde erst einmal eingesperrt.

Nach drei Tagen erhängte er sich in seiner Zelle. Will Mallmann erzählte es mir während eines Telefongesprächs. Er sagte noch. »Vielleicht ist es besser so, daß das Geschlecht derer von de Besançon ausgestorben ist. So haben wir von dieser Seite nichts mehr zu befürchten.«

Nein, davon bestimmt nicht, dachte ich. Aber die anderen schliefen nicht. Schon jetzt war der nächste große Fall vorprogrammiert. Ich hatte Hinweise darauf bekommen, daß sich sämtliche Vampire und Vampirfamilien in Europa vereinigen wollten, um mit geballter Macht gegen die Menschen anzutreten.

Die Zeichen standen also auf Sturm.

Aber das ist eine andere Geschichte…

ENDE